

Die römischen Gräber Kölns¹⁾.

Von

Josef Poppelreuter.

Hierzu Taf. XXI—XXVI.

Die grossen Ausgrabungen, welche 1897/98 an der Luxemburgerstrasse in Köln, ausserhalb der Fortifikation stattgefunden haben, sind in der Westdeutschen Zeitschrift bereits vorübergehend erwähnt worden (Jahrg. 18, 1899, p. 419; s. auch Ber. über d. Thät. d. Altert.- u. Gesch.-Vereine 1899 p. 26). Sie waren nicht als Selbstzweck unternommen, sondern kamen im Gefolge der grossen Strassenbauten, welche das schnelle Wachstum der modernen Grossstadt nötig machte²⁾ und es konnten deshalb auch nicht die gleichen Anforderungen von Genauigkeit an dieselben gestellt werden, wie an eine um ihrer selbst willen vor sich gegangene wissenschaftliche Unternehmung. Es war nicht zu vermeiden, dass auf dem grossen Gräberfelde, auf welchem vielfach ungeübtem Personal die Arbeit überlassen werden musste, hie und da Grabstellen verwechselt wurden, oder dass solche Verwechslungen auf dem Transport nach der Stadt, bei nachträglichen Etiquettierungen stattfanden, und was dergleichen Unfälle bei Ausgrabungen mehr sein mögen.

Indes konnte die Lage doch noch verbessert werden. Jene Mängel zeigten sich freilich alsbald, als dem Verfasser, der nicht bei den Ausgrabungen beteiligt gewesen war, — von seiten des Museums war Dr. A. Kisa mit der Wahrnehmung der Interessen betraut — als neu eingetretenem Beamten des

1) Der Inhalt der vorliegenden Abhandlung hat den Gegenstand eines Vortrags gebildet, den der Verfasser bereits im verflossenen Winter (Januarsitzung) im Verein der Altertumsfreunde in Bonn gehalten hat. — Auf den mir soeben während der Korrekturen zugehenden Aufsatz von A. Kisa in der Westdeutschen Zeitschrift XXV, S. 1 ff. „Die römischen Antiken in Aachen“, der die Zusammenhänge dieses Vortrags mehrfach berührt, konnte im folgenden kein Bezug mehr genommen werden.

Für die Einzelheiten werden sich die folgenden Ausführungen auf die am Schluss derselben nach Zeichnungen des Verfassers mitgeteilte Folge von römischen Gräbern aus der Sammlung des Wallraf-Richartz-Museums beziehen. Herr cand. phil. Jos. Hagen, der als Volontär mit der Inventarisierung der Funde von der Luxemburger Strasse im Museum beschäftigt war, hat sich an der Zusammenstellung derselben beteiligt und die technische Beschreibung geliefert.

2) Herr Stadtbauinspektor Gerlach ist auf seiten der Bauverwaltung für die Interessen der Altertumforschung hierbei besonders eingetreten.

Wallraf-Richartz-Museums von dessen Direktor Prof. Aldenhoven die Aufgabe gestellt wurde, die Grabfunde zur Sichtung und Aufstellung zu bringen. Dabei war aber doch der Umstand ein glücklicher, dass die auffallenderen, wertvolleren Fundstellen sehr wohl im Gedächtnis der an der Ausgrabung beteiligten Personen geblieben waren; es konnten noch vielfach durch sichere Kombinationen frühere Verwechslungen wieder richtig gestellt werden¹⁾. Wenn sodann allerdings eine grosse Reihe von Fundstellen als solche ausgeschieden wurden, auf welche Schlüsse überhaupt nicht zu bauen waren, so blieb doch noch eine erhebliche Anzahl von Grabstellen übrig, welche ihren Wert für die Chronologie sehr wohl besitzen.

Eine ganz andere und bedeutend bessere wurde aber die Sachlage dadurch, dass nun noch nachträglich an verschiedenen Strassen Kölns Ausgrabungen stattfanden, welche von den Museumsbeamten selbst gewissenhaft beobachtet werden konnten. Diese neueren Ausgrabungen wurden nunmehr zum Ausgangspunkt für die Studien gemacht, und jene Massenausgrabungen nur insoweit zu den Schlüssen herangezogen, als grössere Gruppen von Grabstellen übereinstimmend dieselben Eigenschaften zeigten. Solche Ausgrabungen konnten nachträglich beim Bau des neuen Theaters vor dem Hahnentor, sodann gelegentlich eines Kanalbaus an der Aachenerstrasse im Sommer 1902 und eines solchen in einer Querstrasse der Luxemburgerstrasse Sommer 1903, bei der Alteburg Sommer 1904 unternommen worden. Noch ganz jüngst sind einige Grabstellen hinzugekommen.

Gleichwohl bin ich mir bewusst, dass eine Vervollständigung des behandelten Materials jedenfalls noch zu wünschen ist. Wenn ich trotzdem bereits jetzt die nachfolgenden Abschnitte veröffentliche, so darf ich mich u. a. auch dabei auf eine Aufmunterung berufen, welche mir von so berufener Seite wie dem verstorbenen Felix Hettner zuteil wurde, der eine möglichst baldige Publikation der Kölner Grabstellen, welche er kurz vor seinem Tode bei uns studierte, für wünschenswert erklärte. So werde ich mich begnügen müssen, soweit es überhaupt möglich ist, über die auf diesem Gebiete schon vorliegenden trefflichen Arbeiten hinauszukommen, mehr Fragen aufzuwerfen als Resultate zu bieten. Für das I. Jahrhundert muss ich mich meist auf Bestätigungen beschränken, da ich die von Hettner, Koenen, Dragendorff, Schumacher, Kisa u. a. gegebenen Ansätze für die einzelnen Gattungen kaum verbessern kann. Es gestaltet sich daher unsere Untersuchung sehr viel mehr zu einem kleinen Beitrag zur kolonialen Kunstgeschichte des II.—IV. nachchristlichen Jahrhunderts.

Prähistorisches.

Die neueren Grabungen haben, um dies voranzustellen, eigentlich „prä-historisches“ auf dem Hügel der Colonia Claudia nicht zutage gefördert. Auch

1) Ein eifriger Mitarbeiter hierbei war Museumsaufseher Grossbach, der zuerst als Vorarbeiter des Kölner Tiefbauamts und später als Angestellter des Museums die meisten hier in Betracht kommenden Ausgrabungen mit Verständnis und Pflichttreue mit überwachte und bei der Inventarisierung zur Hand ging.

die spärlichen, von früher her schon im Wallraf-Richartz-Museum vorhandenen vorgeschichtlichen Fundgegenstände haben keinerlei Bezug zum engeren kölnischen Stadtbereich. Die nächsten, mir bekannt gewordenen vorgeschichtlichen Bestattungen liegen südlich von Köln im Bereich der Flottenstation Alteburg. Dort her stammt denn auch das Grab Nr. 1 mit der Drusumünze, eines der frühesten, die wir in unserer Zusammenstellung einstweilen aufführen können, und mit ihm deckt sich dasjenige Nr. 2, eines der frühesten, welche von den Gräberstrassen der Claudischen Stadtgründung herkommen; die Spuren einer alten Eingeborenen-niederlassung scheinen hier zu fehlen. Indes wird ja nicht aus dem Auge zu lassen sein, dass sehr frühe Bestattungen in nächster Nähe des römischen Stadtbereichs wenn nicht gar innerhalb desselben zu suchen sind, und dass diese schon bei der mittelalterlichen Bauperiode und Stadterweiterung der Zerstörung preisgegeben waren. Immerhin sei festgestellt, dass auch in dem alten Bestande des Museums, in welchem doch mancherlei enthalten ist, was sich bei den kölnischen Antiquitätensammlern von Generation zu Generation fortgeerbt hat, dergleichen nicht vorliegt.

Technische Einteilung der Keramik.

Unsere Serie von Fundstellen setzt bis jetzt mit einer Keramik ein, welche bereits eigentlich „römisch“ ist, aber doch schon zumeist lokalen Werkstätten entstammen dürfte. Nachdem zur terra sigillata von Koenen und Dragendorff auch die belgische Ware als besondere Gruppe herausgehoben ist, bleibt in unseren Gräbern fürs I. Jahrhundert noch ein Rest von nicht gestempelter Keramik übrig, innerhalb dessen die Frage nach weiterer Scheidung aufgeworfen werden kann. Wenn diese auch einstweilen nicht etwa durch Trennung von Töpfereien beantwortet wird, so glaube ich, tut man doch gut, eine Klassifikation der Fabrikationsmanieren für unseren kölnischen Bestand vorzunehmen, welche zugleich auch eine nicht zu verkennende Trennung der Formentafel in sich schliesst, und zwar etwa so:

1. Fabrikationsmanier der Weisskrüge.
2. Fabrikationsmanier des sandigen Naturgrau, dgl. des sandigen Naturgelb.
3. dgl. der Farbtränkung.

Es ist bei der Fabrikation Nr. 3 mit Hilfe einer Farbtränkung — vielleicht nach einem ersten Brande — ein hellroter oder ein dunkelbrauner Ton erzeugt, je nachdem die Farbe dünn oder dick aufliegt und dementsprechend das Weiss der Scherbe mehr oder weniger durchscheint. In Wirklichkeit werden die Gefässe frisch nach der Fabrikation sehr viel intensiver farbig erschienen sein, als heute nach dem langen Lagern in der Erdfeuchtigkeit, gegen welche ihr Farbmittel durch das Fehlen von Zusätzen wie beim eigentlichen Firnis nicht gefeit ist. Unsere Klasse ist nämlich zu trennen von der später S. 356 behandelten, eigentlich gefirnissten Gruppe. Ich möchte die beiden Klassen nicht so zusammenfassen, wie es bei Dragendorff Bonn. Jahrb. 97/98 p. 91 und p. 113 geschieht. Hierbei gebe ich freilich von vornherein zu, dass uns

vielleicht eine vollständige ins hellenistische hinaufgehende Entwicklungsreihe belehren würde, dass diese Farbtränkung nichts ist als der Zerfall des griechischen Firnisses. Indes ist das Rezept den Handwerkergenerationen so abhanden gekommen, dass etwas entsteht, was man zur klareren Erkenntnis der Vorgänge in den Werkstätten besser getrennt hält. Die Scherbe ist bei unserer Gruppe nach Abzug der Farbe weiss und im Grunde mit derjenigen der Weisskrüge zusammenfallend; und das bleibt so fast das ganze II. Jahrhundert; bei der schwarzglänzenden Gruppe aber des späteren II. und des III. Jahrhunderts ist sie im Bruch intensiv rot. Wenn Dragendorff l. c. p. 113 zu den „gefirnissten“ Vasen sagt: „Der Ton ist meist rot, doch kommt auch weisser vor“, so kann dieser Satz vielmehr so gefasst werden: Der Ton ist der bei den Krügen und Terracotten übliche weisse; erst später bei dem in der Keramik vor sich gehenden Umschlag (s. unten p. 354 ff.) weisen diese matt gefirnissten Gefässe in Nachfolge der neu auftauchenden glänzend schwarzbraun gefirnissten z. T. eine im Bruche rote Scherbe auf.

Die dritte Manier, die der Farbtränkung, scheint in den Fundstellen der ersten Hälfte des I. Jahrhunderts sogar noch in den mittleren Jahrzehnten zu fehlen, wenigstens bei den Gefässen; vertreten ist sie hier nur bei der Lampe. Das deckt sich mit derjenigen Zeitstellung, welche Koenen, Gefässkunde p. 85 in der Bemerkung zu Taf. XII 12—17, diesen Gefässen gibt. Dass dann die Barbotinedekoration von dieser Fabrikationsmanier bald verschwindet, ergibt sich ebenfalls aus den Kölner Stellen; nur scheint mir eine Stelle wie Nr. 26 anzudeuten, dass wir sie nicht nur in der Flaviozeit gelten lassen dürfen, sondern dass ihre Ausläufer in die ersten Jahrzehnte des II. Jahrhunderts hineinreichen. Eine besondere, grade dieser unserer dritten Fabrikationsmanier mit der Farbtränkung eigentümliche Barbotinedekoration sind die Jagdszenen von Wild und Hunden. Die Gruppe dieser Gefässe im alten Bestande des Museums beträgt 16 Stück. Aus unseren Fundstellen kann ich einstweilen nur Nr. 24 anführen; ich wäre geneigt, diese Stelle um etliche Jahrzehnte ins II. Jahrhundert hinauszuschieben. Der Firnis blättert bei diesem Gefässe stark ab, so dass der weisse Ton lebhaft sichtbar wird. Das ist aber nicht ein allgemeines Zeichen dieser ganzen Fabrikationsgruppe, wie Koenen Gefässk. p. 85 anzunehmen scheint, sondern das Zeichen einer gewissen späteren Decadence derselben, welche dem II. Jahrhundert angehört. Man hat hier das Färbemittel zu wenig verdünnt, und so ist dasselbe, wie bei unsorgfältigen Wandmalereien, nicht genügend in die Wandung eingedrungen. Man muss bei Datierungen diese Eigentümlichkeit im Auge behalten.

Klassische Grundformen.

Es ist in der seitherigen Literatur schon betont, dass gerade am Niederrhein die römische Kultur in besonders rein italischem Charakter auftritt¹⁾. Unsere früheren kölnischen Fundstellen bestätigen dies bezüglich der Gefäss-

1) Nissen, Bonn. Jahrb. 96 p. 11. Koenen, Gefässk. p. 69.

formen der doch meist einheimischen Ware, selbst bei der Fabrikationsmanier mit der grobsandigen Scherbe. Jeder wird die südländische Beschaffenheit von 7 b, von manchen reicher profilierten Weisskrügen, wie 6 a und b, zugeben. Etwas weniger bereit wird man schon sein, in der Form Nr. 1 a die Verwandtschaft der Raumdisposition mit einer solchen Topfform wie in Furtwänglers Berliner Vasenkatalog Taf. IV, 6, Taf. V, 133 anzuerkennen, oder die von 8 e mit Furtwängler Taf. V, 82, in der doppelhenkigen Aschenurne Nr. 4 c die Abstammung von einer Form wie etwa derjenigen bei Furtwängler Taf. VII, 322. Und doch ist es der Fall.

Diese altklassische Disziplin beginnt sich im letzten Drittel des I. Jahrhunderts zu lockern. Koenen sowohl wie auch Schumacher (Bonn. Jahrb. 100 p. 107 ff.) haben diesen Prozess verfolgt. Ich möchte fragen: wie ist der Gegensatz zwischen jener I. und der II. Periode am kürzesten zu definieren? Ich denke man wird sagen: Die Stehfestigkeit ist die Grundeigenschaft klassischer Einteilung des Behälters und der ihm beigegebenen Beschaffenheit von Stehfläche oder Fuss. Namentlich ist die letztere nach der Lage des Maximalumfangs bei jedweder klassischen Gefässform auch bei solcher mit stark eingezogenem Unterteil (z. B. Furtwängler Taf. IV, 56) eingerichtet. So sind auch die gesamten Formen der terra nigra alles andere als barbarisch. Auch hier ist, wenn in Wirklichkeit die Technik autochthon sein sollte¹⁾, hinsichtlich der Formgebung das Einheimische mit grösster Gründlichkeit hinweggefegt worden. Die hereinstürmende südländische Spekulation suchte für ihren bestimmt organisierten Fabrikbetrieb das einheimische Menschenmaterial zu verwenden, die Formenvorbilder brachte sie mit, oder liess sie von ihrem Stamm von südländischen Vorarbeitern neu erfinden; mit dem Hausbetrieb der Eingeborenen machte sie kurzen Prozess.

Schwerlich wird man auch heute noch geneigt sein, die Barbotinedekoration als etwas autochthones anzusehen. Dragendorff hat sie Bonn. Jahrb. 101 p. 146 bereits im Mittelmeerbereich, namentlich Alexandria nachgewiesen. Stücke von der frappantesten Ähnlichkeit mit den unseren hat letzthin die ägyptische Abteilung der Kgl. Museen im ägyptischen Kunsthandel erworben. Bei näherem Zusehen enthalten dergleichen Blattfriese wie bei Nr. 22 a und l nicht nur nichts barbarisches, das naturalistische Empfinden ist sogar unverkennbar und die rein technische Leistung nicht zu unterschätzen; diese Barbotineblattfriese sind nur eine aparte Nuance des gesamten hellenistisch-römischen vegetabilischen Naturalismus in der Ornamentik. Wir könnten verführt sein, auch die auf den Bechern vorkommenden Jagddarstellungen durch den nordischen Nebel hindurch, in welchem wir sie finden, für etwas barbarisches anzusehen. Wir müssen diese Leistungen vielmehr unter dem Gesichtspunkt eines kleinen Ersatzes für die untergegangenen Handskizzen antiker Künstler betrachten. Die Kaprice des unveränderten Stehenlassens des skizzenhaft Hingesetzten ist

1) Dr. Zahn teilt mir mit, dass er sehr starke Analogien zur „belgischen“ Ware in Kleinasien aufgelesen hat.

so konsequent durchgeführt, dass das darinliegende Können leicht verkannt werden kann. Die Stücke sind ungleich; augenscheinlich gehört der grössere Teil, z. T. von barbarischen Gehülften hergestellt, der Klasse der fabrikmässigen Schleuderware an. Einige wenige der erhaltenen Stücke sind gute vorbildliche. Man betrachte die Scherbe Fig. 1. Recht gut trifft der Zeichner in der doch wahrlich unhandlichen Technik ganz augenblicklich die Proportionen und vor allem das wesentliche der Bewegung; man sehe z. B. den Ausdruck des anstürmenden Bären.

Zerfall.

Indes dieser Geist hält wie gesagt nicht an. Jene kleinen henkellosen Becherchen (s. Fundstelle 15i, 17c), welche schnell und massenhaft herzustellen waren, zeigen das

Verlorengehen der klassischen Stehfestigkeit am frühesten: trotzdem die Randbildung bei einem Teile sich recht scharf zeigt, lässt doch die zweckwidrige starke Verjüngung des Körpers nach unten, die lüderlich behandelte Stehfläche, die Entfernung von den klassischen Formenprinzipien durchblicken.

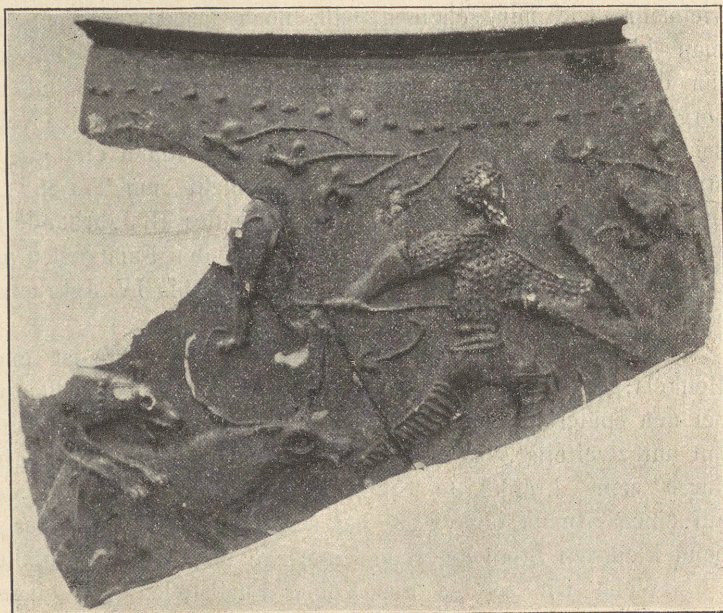


Fig. 1.

Bald zeigt sich diese Behandlung Thonscherbe im Wallraf-Richartz-Museum; ehem. Samml. Merkens.

auch bei den anderen Formen. So leiten es schon Koenen und Schumacher bei der Urne ab. Am charakteristischsten aber zeigt es sich bei dem in fast allen Kölner Gräbern wiederkehrenden Weisskrug. Koenen gibt auch hier die Entwicklung im allgemeinen an. Schumacher stimmt im ganzen zu. Man kann sie für Köln noch etwas präzisieren; dies ist wünschenswert deshalb, weil gerade der Weisskrug wegen seines regelmässigen Wiederkehrens in unseren Gräbern zum leitenden chronologischen Merkmal wird.

Die Form wandelt sich in dieser Reihenfolge ab: Form Nr. 2 b erscheint in den frühesten Fundstellen. Nr. 6 a u. b zeigen eine fast klassische Profilierung. Wesentlich ist aber daran dasjenige, was ihnen mit Nr. 3 c

gemeinsam ist, das Legen des Maximalumfangs nach unten, und damit das Erreichen einer grösseren Stehsicherheit, die erhöht wird durch die scharfe ringförmige Fussbildung. An diese Form schliesst sich die Nr. 11 b an; sie ist erstens charakterisiert durch die Mundstücksbildung (cf. Furtw. V, 114, VI, 177), und die Verlegung des Maximalumfanges in die Mitte des Körpers, der aber immerhin gesund breit bleibt und nicht zum Umfallen neigt („Formengebung welche das Breite liebt“ Koenen), unterstützt durch kräftigen Fussring. Sie setzt sich fest, macht aber verschiedene Wandlungen durch, bevor sie sich durch die von Koenen Tafel XV, 15 unmittelbar daran angeschlossene völlig verdrängen lässt; der Körper der Form 11 b wird leicht in die Länge gezogen, der Fuss schrumpft zusammen, und das Mundstück nimmt nicht sogleich die Form Koenen Taf. XV 15 an, sondern behält die Form des von Koenen als „vortrajanisch“ bezeichneten Mundstücks leicht verändert bei; dieses läuft vielmehr, wie mir scheinen will, noch ins II. Jahrhundert hinein, so dass man hier die überaus leichte Langziehung des Behälters beachten muss, um die Krüge von den vortrajanischen mit gleichem, allerdings noch etwas sorgfältiger gearbeitetem Mundstück zu unterscheiden¹). Neben ihm, besonders seinen noch dekadenteren Formen, stellt sich dann erst das ringförmige Mundstück Koenen Taf. XV, 15 ein, doch nicht „um Trajan“, sondern, wie mir in Köln scheinen will, erst um die Mitte des II. Jahrhunderts, um dann etwas später eine Weile vorzuherrschen, wie bei den Fundstellen mit Schlangenfadengläsern, und dann bei uns in Köln im III. bis IV. Jahrhundert völlig zu verschwinden.

Bezeichnend für die Abwandlung dieser Krüge ist auch die Rillung des Henkels: Er ist bei der frühen Nr. 2 b durch drei Rillen vierteilig gestaltet, bei den späteren Stellen dreiteilig, die gänzlichen Zerfallsformen 25 a zeigen ihn nur zweiteilig. Dieser Zerfall geht dann im Körper bis zum äussersten durch seine krankhafte Spitzendigung (29 a), und so steht der Krug da auf einem Stumpf ohne Fuss, hat seinen Bauch gleich unter dem Halse, wankt beim kleinsten Stoss an seine Unterlage und droht umzufallen.

Wenn wir so bei den Kölner Fundstellen von einem „Uebergang von einheimischer zu römischer Formengebung“ (Koenen) nicht recht sprechen können, so hat sich aus ihnen weiterhin aber doch klar der von Koenen und Schumacher schon beobachtete Rückgang ergeben.

Man fragt nun unwillkürlich nach dem Grunde solchen Zerfalls. Koenen (Gefässk. p. 70) antwortet mit dem Hinweis auf die „das ganze Rheinland kulturell erschütternden Folgen des batavischen Freiheitskampfes“. Ich möchte meinerseits vielmehr von einem Reflex des ganzen Racenmischungsprozesses sprechen. Man möchte sich so ausdrücken, dass die den barbarischen Lehrlingen mühsam beigebrachte klassische Formengebung wieder einen Rückschlag ins

1) So würde ich z. B. auch den von Lehner, Novaesium p. 351 als „vorvespasianisch“ bezeichneten Krug der Tafel XXVII Nr. 1 wegen dieser leichten Längerziehung des Behälter eher in die Jahre um 100 n. Chr. datieren.

vorgeschichtlich barbarische erleidet; denn gerade das prähistorische Gefäß besitzt nicht jene tadellose Stehfestigkeit, welche im klassischen Kunstbereich durch jahrtausendelange Übung den Handwerkern ins Blut übergegangen ist. Da wo sie beim prähistorischen Töpfer auftritt, liegt der Kontakt mit dem vordringenden südländischen Kunsthandwerk rein geographisch zutage.

Der Wiederaufschwung.

Es ist nun für unsere Kölner Gräber die eigentümliche Beobachtung zu machen, dass weiterhin nicht nur ein Stillstand des Zerfalls, sondern vielmehr eine unverkennbare Reorganisation der ganzen Gefäßbilderei, Keramik wie Glas, eintritt. Es ist ein erneuter Zuschuss von klassischem Gut in der Form.

Glas. Hervorstechend ist der jetzt eintretende Reichtum an Glas. In den früheren Grabstellen ist dasselbe an sich schon schwach vertreten; wir haben es hier nur ausnahmsweise mit dem Glas als Tafelgeschirr zu tun (s. Fundstelle Nr. 16 h); es handelt sich in der Regel nur um Behälter für Öl, Wohlgerüche oder Totenasche; es sind zumeist Transport- oder Taschengeräte. Die chronologischen Nuancen sind bei Kisa, Gläser vom Rath, passim gegeben.

Ich lasse dahingestellt, ob hier schon eine einheimische kölnische Industrie besteht. Mit den Grabstellen Nr. 31 ff. gelangen wir an einen Punkt, an welchem hierüber kein Zweifel mehr obwalten kann. Hier setzt das Glas als Konkurrenz des Tons im Tafelgeschirr ein, jetzt aber auch gleichsam mit einem vollen Akkord. Die bekannten Schlangenfadengläser¹⁾ tauchen in den eng zusammengehörigen Grabstellen Nr. 35—41 z. T. in überraschender Fülle auf. Es beginnt ein grösserer Formenreichtum (s. Kisa p. 58). Voran die schöne, noch rein griechische Oinochoe mit Kleeblattmündung und hoch über den Rand geschwungenem Henkel, der Kantharos, mehrere doppelhenkliche Formen. Gemeinsam mit jenem Kantharos ist einer ganzen Gruppe die Verbindung des kräftig ausladenden Fusses mit dem Körper durch einen Knopf, eine Formnuance, welche auch bereits in der griechischen Keramik ihre Vorstufen hat.

Wenn nun schon Kisa die Vermutung ausspricht, dass die Schlangenfadengläser aus einer Hand hervorgegangen seien, so wäre ich fast geneigt, weiter zu gehen und von einem „kölnischen Meister mit dem Schlangenfaden“ in dem Sinne zu sprechen, dass eben dieser Individualität oder der von ihr gehaltenen Werkstatt noch eine grössere Gruppe von Gläsern zuzuschreiben wäre; denn fast die gesamten Gläser, welche in dieser Gruppe von reich ausgestatteten Grabstellen begegnen, zeigen vereinzelte in Worten schwer wiederzugebende, sondern nur durch längere Autopsie zu gewahrende kleine handwerksmässige Eigentümlichkeiten in der Bildung von Mündung, Fuss, Henkel, etc., welche ihnen mit den Schlangenfadengläsern gemeinsam sind, und zum mindesten auf gleiche Werkstatt, wenn nicht auf eine gleiche Hand zurück-

1) Fundstatistik, Kisa l. c. p. 62.

zuführen sind. Überaus eng scheinen sich auch alle Gräber, welche diese pretioseren schwungvolleren Formen in Glas aufweisen, zeitlich zusammenzudrängen.

Man glaubt auch das Plötzliche des Einsatzes überlegener Fertigkeit wahrzunehmen. Man sieht deutlich, wie diese jetzt einsetzende Fabrikation ein Geheimnis mitbringt, welches den in den früheren Stellen vorkommenden Aschen- und Ölgelassen fehlt: die Entfärbung; das Glas wird krystallhell. Dies markiert sich noch deutlicher durch die Beobachtung des weiteren Verlaufs: das Glas wird späterhin wieder grünlich. Auch das sonst nur an späteren Kübelgläsern bekannte Auftropfen bunten Glases zeigt sich bereits bei der früheren Fundstelle 36 c, wo die Mündung des Glases dann vollständige Deckung mit derjenigen des Fadenglases Nr. 35 d zeigt. Es ist bezeichnend, dass gerade diese Stelle die ostentativ virtuose Leistung der beiden ineinandergesetzten Flaschen aufweist.

Glassechliff und Steinschnitt. Auch den Glassechliff bringt dieser Einsatz mit sich. Es findet sich bei Kisa, Gläser vom Rath p. 71 eine Ableitung, nach welcher, wenn ich recht verstehe, primitiv mit linearen Bändern versehene Gläser, welche frühestens schon dem vorgerückten III. Jahrhundert angehören, als die Anfänge des Glassechliffs aufgefasst sind, während die komplizierten Muster in tiefem Schnitt bei den Kristallgläsern sich erst daran anschliessen sollen. Dem kann ich nicht folgen. Die Vermehrung der Funde ergibt vielmehr, dass Formen wie die bei Kisa l. c. Taf. XVIII, 164 einen Zerfall darstellen, während das vollkommene Taf. XVIII, 153 früher anzusetzen ist. Die höchste Vollendung des Schliffs geometrischer Muster ist z. B. im Gesamtbestande des Museums durch die in Fig. 2a wiedergegebene Flasche dargestellt. Mit ihr gehören aber im technischen Charakter der umlaufenden, tief und gleichmässig gearbeiteten Rille Gläser zusammen, welche (fragmentarisch) in Stellen wie derjenigen Nr. 34 gefunden sind. Das Muster an unserer trefflichen Flasche wird man aber auch sofort als völlig zusammenfallend mit demjenigen der Bronzeflasche Fundstelle Nr. 37h erkennen, wie dies denn auch von der Gesamtform des Gefässes gilt. Auch ist die Randbildung bei vielen Gläsern dieser Gruppe durch Abschleifen unterstützt. Damit gelangen wir aber doch noch ins II. Jahrhundert hinauf.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit die fachmännische Öffentlichkeit auf eine der grössten Seltenheiten aufmerksam machen, welche ein Antiquarium besitzen kann, nämlich auf das unter Fig. 2 b abgebildete Gefäss aus Bergkristall. Das Stück ist ein echtes Kristallinum, deren höchste Wertschätzung im Altertum uns von Plinius überliefert ist. Das Gefäss ist mitsamt den Henkeln aus einem Stück Bergkristall geschnitten und grade die Virtuosität des Steinschnitts würde irgend eine neuzeitliche Epoche ausschliessen. Die Technik ist eine geradezu stupende. Ergibt sich das schon aus der Gleichmässigkeit der Wandung, so versetzen die Henkel — der eine dürfte auf grund einer Forderung des Bestattungsritus abgeschlagen sein — den modernen Techniker ins höchste Erstaunen. Die Frage mag unentschieden bleiben, ob das Stück

im Norden gearbeitet ist oder nicht; mir persönlich ist es ein starker Anhalt für die Echtheit desselben, dass sich unter den vereinzelt hierzulande zum Vorschein gekommenen Steingefässen grade in Köln ein solches findet — es ist eine an der Aachenerstrasse ca. 1893 ausgegrabene Schale aus anscheinend einheimischem Marmor —, welche die etwas befremdliche Fussbildung des Kristallinums, nämlich eine einfache untergelegte, offen gesagt etwas zu knappe Platte, ebenfalls zeigt. Die Henkelform ferner zeigt starke Ähnlichkeit mit derjenigen eines mit dem Schleifrade bearbeiteten Glasfragments aus dem Weidener Grabe im Berliner Antiquarium (s. unten). Der †Sammler Thewalt bestand darauf, dass das Gefäss ein Diatretum genannt werde, indem er diese Bezeichnung auf jedes mit den Mitteln des Steinschnitts hergestellte edle Gefäss



Fig. 2.

Gefässe im Wallraf-Richartz-Museum; b Bergkristall, a, c, d, e Glas.

ausgedehnt wissen wollte. Und in Wirklichkeit, er hatte recht¹⁾: Mit den vasa diatreta gehört der Becher kunstgeschichtlich aufs engste zusammen.

Mit den technischen Mitteln des Steinschnitts sind auch die in Fig. 2 c und e zusammengestellten Stücke ganz oder zum Teil hergestellt. Von ihnen zeigt das eine e die auch in grün glasiertem Ton (Museum in Bonn) vorkommende Form der Silberteller; das andere c eine zweihenklige Kanne, deckt sich in dem Blattdecor mit manchen unserer Sigillaten. Beide sind kölnischen Fundorts.

An geschnittenen Steinen selbst weisen unsere Grabstellen bis jetzt leider nichts auf. Man darf aber darauf gefasst sein, dass grade aus Gräbern der

1) Sollten nicht grade die „rimae vitiosae“ bei Ulpian (s. Kisa Gläser vom Rath p. 86) auch auf Bergkristall zu beziehen sein?

Klasse 32 ff. noch solche zum Vorschein kommen, welche wertvollere einheimische Leistungen dieses Zweigs der Kleinkunst darstellen.

Tongefässe. Eine neue Wendung nimmt jetzt auch die Keramik. Ganz auffallend ist in unseren Fundstellen der Umschlag des Weisskrugs, den wir oben S. 350 verlassen haben. Schon die Form Nr. 33a, 34a—c, spricht uns davon, dass die gänzliche Zweckwidrigkeit der lang aufgeschossenen, stehunsicheren Form wie 29a empfunden worden war; man macht nämlich den Krug jetzt wenigstens kleiner, um ihn stehsicherer zu haben, und so wird diese mittelgrosse Form eine Weile charakteristisch für die Gräber. Sehr bald tritt aber auch eine völlig reformierte auf; es ist die Nr. 47b—c. Der jetzt ganz kleine Krug hat wieder jenen nahezu zwiebel förmigen „gesund breiten“ Behälter. Der Fuss wird wieder deutlich markiert, die Mündung scharf, das Gefäss wird doppelhenkelig, manchmal dreihenkelig. Kleine Exemplare dieser Gattung ergeben das mehr oder minder festgehaltene Vorbild für das ganze III. und IV. Jahrhundert. Der grosse Weisskrug scheint in den Kölner Skelett-Gräbern fernerhin ausgeschlossen im Gegensatz zu Koenen p. 98, der ihn bis zum Schluss der Römerherrschaft weiter dauern lässt; vielmehr, wie die Stellen Nr. 53 ff. zeigen, erscheint die kleine Form bei den Skelettbestattungen fast regelmässig und zwar in der Dreizahl.

Dieser durch den Weisskrug in unseren Stellen markierte Umschlag stellt den Anfang für einen weiteren Zuschuss an altklassischen Formenelementen in der Keramik auch im Verlaufe des III. und IV. Jahrhunderts dar. Freilich gelangen die einzelnen Gefässsteile dabei nicht mehr auf die Höhe der Kraft und Schärfe wie an den Krügen des früheren und mittleren I. Jahrhunderts, nichtsdestoweniger ist der Umschlag unverkennbar.

Zeitlich nicht allzuweit entfernt von unserer Fundstellengruppe Nr. 33 ff. dürfte auch eine Reform in den Sigillatawerkstätten liegen, welche aus dem alten Gesamtbestande des Museums und vereinzelt jetzt schon aus den Fundstellen herauszulesen ist.

Zurückgreifend sei bemerkt, dass im allgemeinen die Grabstellen die von Dragendorff gemachten Ansätze bestätigen, z. B. für den Eintritt einer einheimischen Fabrikation im letzten Drittel des I. Jahrhunderts, für die spezifisch einheimische Formentafel, für das Aufkommen der geschnittenen Ornamentik im ersten Drittel des III. Jahrhunderts. Im übrigen fallen in den Grabstellen drei Kriterien der allmählichen Abwärtsentwicklung besonders auf und geben eine Norm auch für den alten Bestand des Museums: Das eigentümlich allmähliche Verblässen des Farbentons, das Dickerwerden der Wandung und des Fussrings und das allmählich immer unsorgfältigere Stehenlassen der Drehspuren. Die einheimische Sigillata hält zunächst das tiefe Dunkelrot fest, verliert es etwa im ersten Drittel des II. Jahrhunderts an einen etwas helleren Ton, der immerhin noch als kräftig rot zu bezeichnen ist. Im III. Jahrhundert bläst dieser dann noch weiter ab, so dass er hie und da an ein fahles Orange herankommt. Während der Fussring im I. Jahrhundert fast scharfkantig aufsetzt, weist er, allmählich dicker werdend, bei manchen Exemplaren des III. Jahrhunderts eine untere Breite

von nahezu 2 cm auf. Der Gebrauch des Stempels hört nach unseren Grabstellen in den Jahrzehnten um 200 auf. Für diese ungestempelte Sigillata ist es dann eine Weile charakteristisch, dass sie schlanke Gefässformen aufweist, wie Flaschen, Krüge, welche an die Weisskeramik anklingen wie in Fundstelle 36a. Gleichzeitig, wie es scheint, nimmt die Sigillata dann auch die Dekoration in Weiss (s. Fig. 3 a—f) und etwas später die geschnittene Ornamentik an.

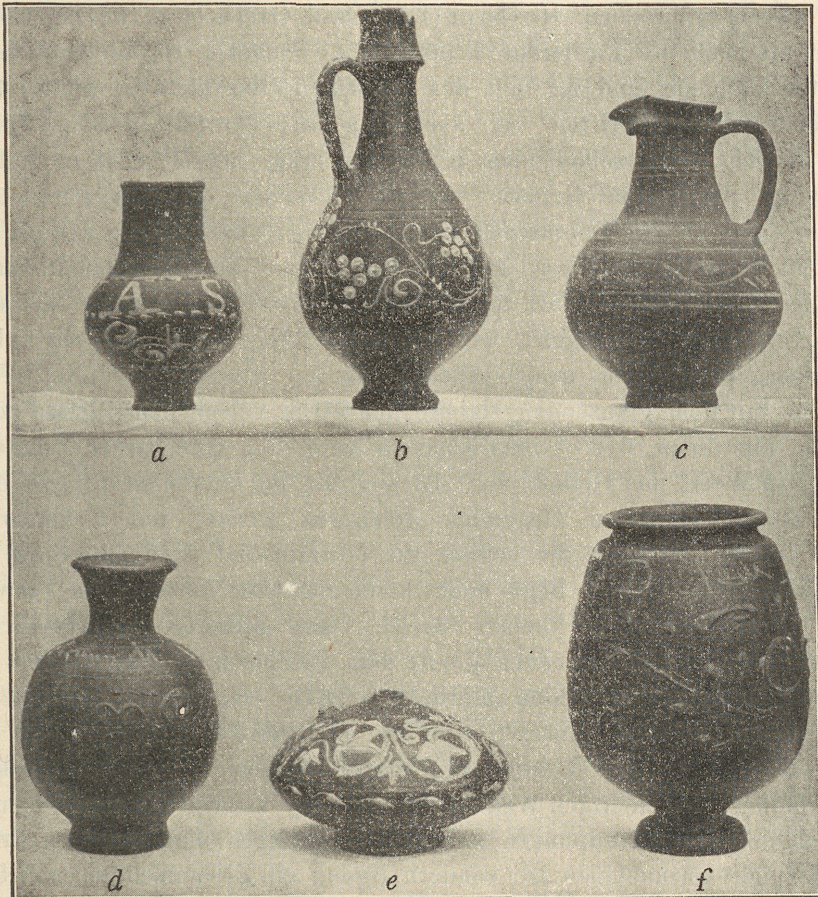


Fig. 3.
Terra sigillata mit weisser Bemalung. Wallraf-Richartz-Museum.

Der allgemeine kunsthandwerkliche Zusammenhang dieser Sigillatagruppe mit dem Glas und der sonstigen Keramik ergibt sich weiter noch aus einer eigentümlichen Beobachtung, welche zugleich Aufschluss über den anscheinend so unvermittelt auftretenden Schlangenfaden der Gläser gibt: der Schlangenfaden ist grade nachweisbar auf der mit Weiss dekorierten terra sigillata. Der Krug Fig. 3 d weist ihn zwar verkümmert aber unzweideutig auf. Dies Ornament scheint mir also doch erklärt zu werden durch den Hinweis auf die Ornamentik der in Weissbarbotine dekorierten Keramik. Eine andere Wechselbeziehung ergibt der über den Henkel herabgezogene Wellenfaden an dem Sigillatakrug Fig. 3 b

gleich der Glaskanne 40 f. Dragendorff gibt also mit Recht seinem Gefühl für den Zusammenhang beider Gattungen Ausdruck (l. c. p. 121).

Ebenso markant oder markanter zeigt sich eine Neuerung in der Epidermis. Es sind jene Gefässe jetzt eine völlig neue Erscheinung, welche an Stelle der seitherigen Tränkung mit gelbroter oder brauner Farbe (s. oben p. 346) einen tiefschwarzen, intensiv glänzenden, eigentlichen Firnis aufweisen.

Man findet in der seitherigen Literatur in verschiedenen termini von diesen Gefässen gesprochen. Hettner (Festschr. f. Overbeck p. 168) bemerkt, dass „Schwarz die beliebte Farbe für Trinkbecher, zunächst für die mit den eingedrückten Bäumen und die mit der gekörnten Oberfläche(?) später für die Trinkbecher mit Aufschriften“ sei; aus Dragendorffs Sätzen Bonn. Jahrb. 96 p. 113/114 geht, wie schon oben p. 346 bemerkt, hervor, dass er unter der Bezeichnung „Gefirnisste Gefässe“ unsere Werkstatt der Farbtränkung und eben diese eigentlich gefirnissten Gefässe zusammengefasst wissen will; Koenen l. c. p. 101 hebt unsere Klasse mit den der Sache am nächsten kommenden Ausdrücken „glänzend schwarz überzogen“ und „schwarz lackiert“ heraus.

Um es kurz zu sagen: wir begrüßen hier nichts anderes, als das Fabrikationsgeheimnis des griechischen Firnis am Ausgang der alten Welt.

Diese mit dem glänzenden eigentlichen Firnis versehenen Gefässe kommen nun auch, allerdings, wie es einstweilen scheint, um eine Strecke später, mit Bemalung in Weiss und Gelbrot vor. Es sind die bekannten zu den gesuchteren Fundobjekten in unseren Gegenden gehörigen Becher mit Trinksprüchen. Koenen l. c. p. 101 fasst die beiden, die bemalte und unbemalte Sorte schon richtig zusammen. Leider liegt noch keine Statistik darüber vor, inwieweit sich der Verbreitungskreis beider deckt. Aus dieser Gefässklasse leitete G. Löscheke einen Zusammenhang mit dem Griechentum Unteritaliens durch Vermittlung Marseilles ab (Bonn. Jahrb. 95 p. 261). Dagegen hat Reinach Einspruch erhoben (Bronzes figurés p. 21) und Dragendorff stimmt ihm (Bonn. Jahrb. 96/97 p. 114) zu. Ich bin im Gegenteil überzeugt, dass Löscheke mit seiner Hypothese den richtigen Weg angedeutet hat, insoweit als vom allgemeinen kunstgeschichtlichen Standpunkte aus ein zweimaliges unabhängiges Erfinden des Firnis nicht anzunehmen ist, sondern irgend ein Zusammenhang mit Stellen am Mittelmeer gesucht werden muss, wo sich das Geheimnis ununterbrochen erhalten hatte. Weniger dringend ist es für die Farbmittel von weiss und rotgelb, die sich eher von selbst ergeben, so überraschend verwandt allerdings die Gesamtwirkung unserer Gefässe derjenigen gewisser unteritalischer ist. Von der Ornamentik ist ein Teil die direkte Fortsetzung der schon landesüblichen Barbotinedekoration; ein anderer ist — und zwar auf wenigen schönen Exemplaren — naturalistisch und allgemein hellenistisch; ein dritter aber tritt in einem bestimmten Stadium der Erstarrung bei uns plötzlich in die Erscheinung und muss mit Wahrscheinlichkeit anderswo vorbereitet sein, um hier von überpflanzten Handwerkern fortgesetzt zu werden.

Im ganzen ergibt sich übrigens aus der Klassifizierung des ziemlich starken alten Bestandes des Museums an solchen Gefässen, dass zwischen den en barbotine

und den in mattweiss bemalten Gefässen eine Lücke klafft, so dass man für eine zeitliche Folge, welche auch Dragendorff p. 114 annimmt, die allmählichen Übergänge vermisst, es also sehr fraglich ist, ob die einen die Decadance der anderen sind. Die mattweissen haben die altklassische kräftige Ausbauchung des Körpers nie und umgekehrt die en barbotine nicht die längliche Form; zum wenigsten bleibt eine Differenz bestehen. Dann aber fehlen die Übergänge in der Ornamentik; die letztere Klasse zeigt gegenüber der komplizierteren Linienführung der ersten nur Punkte und Wellenlinien; eine geringe Ausnahme machen einige der mattweiss bemalten Klasse — sie sind grade den Glasformen entsprechend —, welche noch wenige unwesentliche Ornamentformen zu Punkt und Wellenlinie hinzufügen, aber auch nicht solche, welche eine Ableitung von der Ornamentik der ersten Klasse notwendig forderten. Es würde mich nicht wundernehmen, wenn ausgedehntere Grabfunde beweisen sollten, dass die Fabrikationen, zeitweise wenigstens, nebeneinander existierten, so dass die mattweissen einer imitierenden schlechten Werkstatt angehören. Die Fundstelle, welche Siebourg Bonn. Jahrb. 103 Taf. VII mitteilt, spricht schon hierfür. Eine zweite, aus dem Handel stammende, im Museum Wallraf-Richartz will ich aus dem Spiele lassen.

Allgemeine Formenvergleiche legen, ohne dass Belege in unserer Folge von Gräbern einstweilen vorliegen, die Vermutung nahe, dass auch die grün glasierte Ware von der gleichen Strömung mitgebracht wird, wenigstens zu einem Teile.

Ob die mehrfach mit dieser Glasur vorkommenden Gefässe mit Jagddarstellungen in Barbotine innerhalb der Gruppe mit gleichen Darstellungen eine besondere Zeitstellung haben, ist bis jetzt nicht zu erweisen, ich vermute aber, dass sie zu den späteren gehören, da die Formen der sonstigen grün glasierten Arbeiten sich in die mittleren und späteren Jahrzehnte des II. Jahrhunderts einordnen (s. Fig. 4). Wir finden: Oinochoe d und Trulla e, den Faden-gläsern entsprechend, den Becher f in der Form der terra sigillata aus Grabstelle Nr. 40c, den doppelhenkligen Kleinkrug, wie mehrfach in der weissen Keramik, den doppelhenkligen Charakter in c wie in dem Glase Fig. 2c das wellenartige Kragenmotiv des Weisskantharos 49c in der Trulla e. Die Form b dürfte entsprechend derjenigen Furtwängler Taf. VII, 265 zu ergänzen sein. Mit unserer zeitlichen Setzung stimmt auch, dass die Trierer Kanne mit Hadriansmünze gefunden ist und Koenen sie in die Antoninenepoche setzt.

Wenn nun aber die grünglasierte Ware mit solcherlei Formen zusammentrifft, so muss betont werden, dass dies grade meist diejenigen sind, welche ihrerseits aus der landläufigen Keramik plötzlich abstecken, so dass auf beide die treffliche Charakteristik Masners (Mitteilungen des k. k. öst. Mus. f. Kunst und Industrie N. F. 8. Jahrg. IX u. X p. 459) angewendet werden kann: „eine grosse, fast typenlose Mannigfaltigkeit, keine“ — wenigstens sehr vereinzelt — „Ähnlichkeit mit dem echt römischen Töpfergeschirr, der terra sigillata, dagegen deutliche Reminiszenzen an die hellenistische Zeit und sichtliche Verwandtschaft mit römischen Erzeugnissen von Techniken, die zäher als die Keramik die

Traditionen des Hellenismus bewahrt haben.“ Eine Datierung der im gesamten antiken Kulturbereich gefundenen grün glasierten Keramik steht aus. Sollte sich ergeben, dass die Stücke insgesamt der mittleren und späteren Kaiserzeit angehören, so sind sie auch zu rechnen unter die Spuren eines Kontakts der späten hellenistisch-römischen Welt mit dem alten Lande der Glasur, dem innern Asien.

Metall. Die Fundstellen Nr. 35 u. 43 enthalten Gold. Es ist bezeichnend, dass grade hier in diesen den Stempel grösserer Wohlhabenheit tragenden Gräbern der Schlangenfadengläser auch Goldschmuck auftaucht. Die Formen haben nichts Überraschendes. In Nr. 35 sind es die denkbar einfachsten Goldblechfassungen bei einer Glasperlenkette. In Nr. 43m—n sind es Ohringe, die

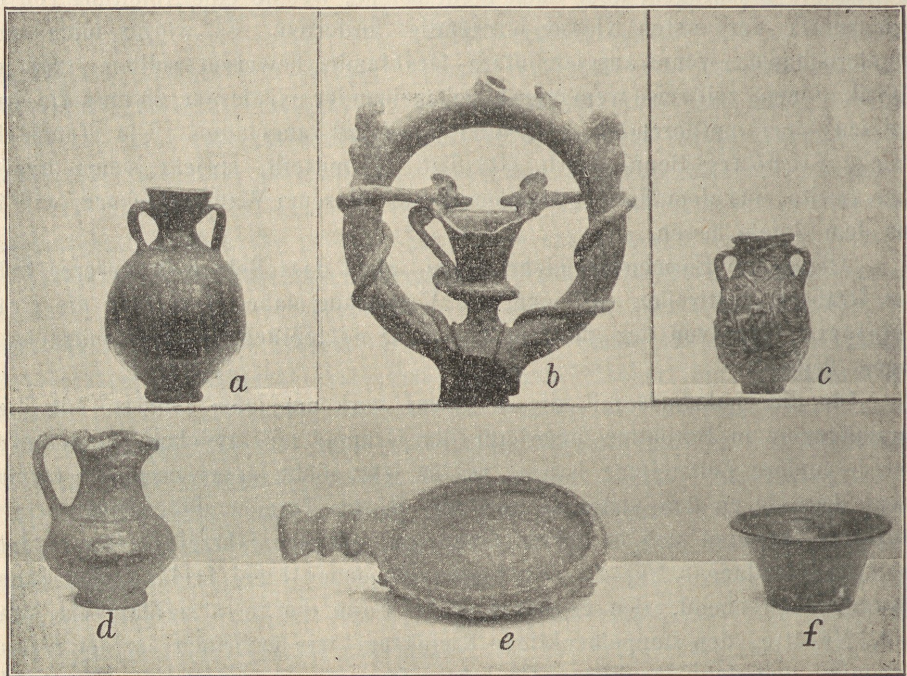


Fig. 4.

Grün glasierte Gefässe. Wallraf-Richartz-Museum.

nicht ganz vollständig erhalten, als Glied den in Schleifenform geschlossenen Ring zeigen, in Nr. 59i ist es ein Ohring, der einen Stein in denkbar einfachster Kastenfassung zeigt.

Diese höchste Bescheidenheit der authentisch durch Museumsausgrabung gewonnenen Goldschmuckformen scheint mir keineswegs ein Zufall. Es sind freilich in den kolonialen Sammlungen eine Reihe von Goldarbeiten mit Filigran und Granulierung zu finden, die aus dem Kunsthandel herkommen und in einheimischer Erde gefunden sein sollen. Geht man indes etwas skrupulöser vor und lässt als wirklich in heimischer Erde gefunden nur diejenigen Objekte gelten, welche von den Museumsbeamten selbst ausgegraben sind, so bewegen

sich diese Objekte alle in sehr bescheidenen Formen, zeigen wenigstens nicht Filigran und Granulierung. Ich habe mir bis jetzt neun Stücke notiert. In Köln ausgegraben sind: Ringe aus Golddraht, welche in der Schleifenform zusammengelegt sind, ein Ring mit einfacher Kerbung, ein Goldohrring, welcher sich als einfachste Kastenfassung eines Steins darstellt, in Mainz-Weisenau eine



Fig. 5.

a, c Bronze, die andern Glas. b Sammlung Niessen; das andere Wallr.-Rich.-Mus.

Schmuckform aus zwei aneinandergfügten gekerbten Ringen, eine einfache Kastenfassung auch auf der Saalburg. Dazu kommt als eine wertvollere Arbeit der in Guss hergestellte Goldring aus Niederbieber (Provinzialmus. Bonn). Man erkennt sofort: Diese Edelmetallwerkstätten erfinden keine Formen und Techniken,

die nicht auch schon in der Bronze vorhanden wären. Filigran und Granulierung sind, wo sie im Handel auftauchen, mit Vorsicht aufzunehmen.

Unter einen ganz anderen Gesichtspunkt fallen natürlich die durchbrochenen Arbeiten, über welche Kisa, Bonn. Jahrb. 99 p. 43 ff. (Taf. I) gehandelt hat und auf deren Datierung wir weiter unten p. 366 zu sprechen kommen¹⁾.

Es kann nach der grossen Zahl der in den Gräbern dieser Gruppe auftauchenden Geräte und Gefässe aus Bronze, wie Flaschen, Strigiles, Leuchtern, sog. Tintenfassern etc. nicht zweifelhaft sein, dass auch hierin sich eine Fabrikation niederlässt. Inwieweit aber, in welchem zeitlichen Verhältnis etc. die figürliche Plastik sich hieran anschliesst, eine solche z. B., welche die Statuette einer keltischen Göttin, die aus der Sammlung Thewalt vom Museum erworben wurde, hervorgebracht hat, ist aus den Gräbern einstweilen schwach zu erschliessen. Es ist aber a priori wahrscheinlich, dass auch dieserlei Manufakturen ein und demselben Hochgang angehören, dass sie sich also etwa im vorgeschrittenen II. Jahrhundert, soweit sie nicht schon früher vorhanden waren, niederlassen. Fundstelle Nr. 32 mit der ganz respektablen Leistung des grotesken Kopfes dürfte der mittleren Generation des II. Jahrhunderts angehören. Fig. 5 ergibt ihren starken Zusammenschluss mit Gläsern einheimischer Fabrikation, von denen d nach den Formen der Mündung etwa der gleichen Zeit zuzuschreiben ist. In dieser Abbildung ist eine Anzahl von grotesken Kopfgefässen zusammengestellt, welche man vergleichen möge mit den von Bissing im *Archaeol. Anz.* 1903 p. 149 f. mitgeteilten Bronzen aus dem Museum zu Kairo, von welchen er die Vermutung ausspricht, dass sie speziell alexandrinische Grotesken seien. Über den sitzenden Affen und seinen Zusammenhang mit Alexandrien s. Kisa, Gläser vom Rath p. 48. Der Kopf c ist wegen der eigentümlichen Kopfbedeckung mit dem als Harueris bezeichneten Kopf aus dem Vatikan, welchen Pfuhl *Röm. Mitteil.* 1905 p. 1 Taf. I veröffentlicht, in etwa zu vergleichen. Kopf d ist durch verunglückte Fabrikation in den Details leider sehr schwer zu erkennen. Bei a ist noch das Hervorwachsen aus einem Blattkelch zu bemerken, was sich bei uns zu Lande häufiger findet, eine Eigenschaft, welche Bissing (l. c.) ebenfalls und wohl mit Recht für eine alexandrinische Eigentümlichkeit erklärt.

Von emaillierter Bronze begegnen einstweilen datierbare Proben nur in dem Grabe 61, welches der Wende des III. zum IV. Jahrhundert angehört. Ein grösseres Stück, ein Leuchter mit Email, gehört vielleicht der Fundstelle nach noch in das II. Jahrhundert. Der nicht genügenden Sicherheit der Stelle wegen lasse ich indes einstweilen die Frage offen.

Schnitzereien. Fundstelle Nr. 33 enthält einen Bernsteinschmuck (Fig. 6) bestehend aus Spiegel a, — das Metall ist auf der einen Seite eingelassen, —

1) Über den stilistischen Zusammenhang dieser Arbeiten mit der Façade von Mschatta s. Sitzungsberichte der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft, Februar 1906 und Deutsche Literaturzeitung 12. Mai 1906 Sp. 1213.

Muschel b (wohl für Schminke?), Dattel c, einer zweiten Südfrucht d (gedrückte Feige?), einem Kieselstein e und einigen auf einen Stift aufgereihten perlenartigen Einzelgliedern f (Griff?). Der Spiegel, auf welchem Amor mit den Waffen des Mars spielend dargestellt ist, die Muschel mit dem Delphin und der Kiesel vom Meeresstrand, der irgend eine Rolle bei der Toilette gespielt haben mag, lassen sich zwanglos auf Venus beziehen; so dürften wohl auch die Früchte, Dattel und Feige(?), so zu beziehen sein¹⁾. Die Schnitzerei weist in einigen Teilen eine verhältnismässig so gute Arbeit auf, dass ich lange an der Korrektheit der Fundstelle, welche ihn in ziemlich späte Zeit setzt, zweifeln zu müssen glaubte. Indes der Verdacht darf fallen gelassen werden. Es passt durchaus in den Zusammenhang.



Fig. 6.
Bernsteinschnitzerei zu Fundstelle 33 Taf. XXIII.

In jenem Grabe tauchen auch in grosser Fülle die Gläser der neuen kölnner Werkstätte auf.

1) Datteln wurden, worauf mich G. Löscheke aufmerksam macht, bei den Hochzeitsfeierlichkeiten über die Braut ausgestreut.

Der Delphin auf der Muschel zeigt in der Tat ein zartes Flachrelief mit ziemlichem Naturverständnis, und ist ausgezeichnet in den Raum komponiert. Die Komposition ist besonders auch bei dem Spiegel glücklich. Das Nackte indes des Putto gibt zu mancherlei Ausstellungen Anlass, auch einige Entschuldigung mit der Sprödigkeit des zu schnitzenden Materials, namentlich bei den kleinen Dimensionen, zugegeben. Der Stil zeigt hier die Neigung zu einem Hochrelief, welches die bekannten unrichtigen Verschiebungen zur Folge hat, wie sie den zur Decadence neigenden Sarkophagreliefs eigentümlich sind. Indes es sind immerhin noch erfreuliche Leistungen. Es bedarf kaum einer Erwähnung, dass der Formenschatz seine nächsten Anklänge in den Gemmen hat. Eine zeitliche Setzung auf die Scheide des II. und III. Jahrhunderts rechtfertigt sich auch gerade unter diesem Gesichtspunkt: nicht nur im Formenschatz, sondern auch in dem noch vorhandenen Rest von Formenkorrektheit decken sich diese Bernsteinreliefs mit den geschnittenen Steinen und Münzen dieser Periode.

An diese Arbeiten schliessen sich noch einige andere Bernstein-schnitzereien unserer und anderer Sammlungen an. So namentlich ein Putto auf Delphin im Wallraf-Richartz-Museum, Putti in einem Schiff fahrend in Sammlung Niessen, ein dritter, aus Bingen stammend, im Bonner Provinzial-Museum, ebenfalls mit Amorettendarstellungen; verwandt scheint auch der Putto aus Bernstein bei Cochet, Normandie sout. Taf. VI, 2. Ein ferneres Stück, von grosser Muschelform mit Reliefschnitzerei notierte ich mir im Musée du Cinquantaire in Brüssel. Dasselbe ist einheimischer Provenienz.

Auf einem ähnlichen Standpunkte des Figürlichen, allerdings viel flüchtiger gearbeitet, befindet sich der Messergriff mit Orpheus (?) in Grab Nr. 35, welcher aus Bein geschnitzt ist. Wenn man diesen Stand der Werkstätten vergleicht mit dem beinernen Messergriff mit dem Gladiator in dem durch Postumus- und Volusiansmünzen gut datierten Grabe Nr. 59, so kann man ungefähr das Tempo der Abwärtsbewegung im Laufe des III. Jahrhunderts ermessen. Darnach ist es wahrscheinlich, dass auch die bei uns aus der Erde kommenden figürlichen Schnitzereien aus Gagat besonders dem ausgehenden II. und den ersten Dritteln des III. Jahrhunderts zuzuschreiben sind.

Bestattung. Mit dem Umschwunge in dem gesamten Kunsthandwerk stellt sich in den Gräbern eine Übergangserscheinung in der Bestattung ein oder wird doch vorherrschend: es sind die mehrteiligen Aschenkisten aus Brohl-taler Tuffstein.

Das I. Jahrhundert und das II. bis zum Eintritt des Umschwungs kennt fast nur die Urne in Ton, Glas, Jurakalkstein und vereinzelt aus Blei (s. Fundstelle Nr. 52). Dabei werden auch die viereckigen Setzungen aus Tonziegeln verwandt. Ferner deuten die bei Aschenbestattungen, welche im freien Boden liegen, vorkommenden Eisennägel darauf, dass hier eine Holzkiste vermodert war.

Unsere Fundstellen Nr. 37, 38, 42, 43 stammen aus Kisten von Brohl-

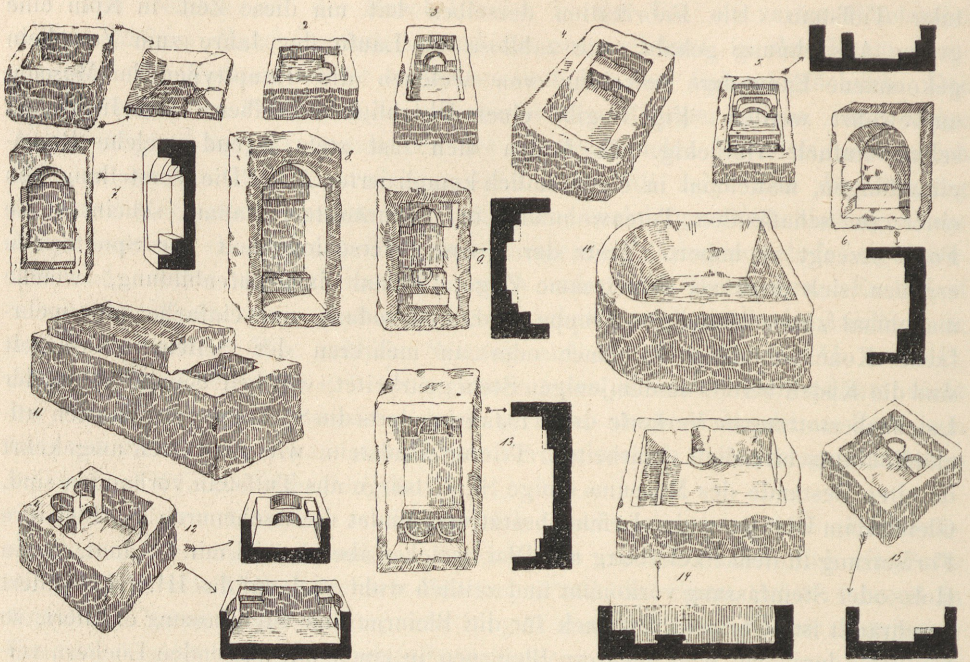
taler Tuffstein. Die Fabrikation derselben hat um diese Zeit in Köln eine grosse Ausdehnung gehabt, wie zahllose im Laufe der Jahre zum Vorschein gekommene Exemplare beweisen, von welchen die Haupttypen im Museum aufbewahrt werden. Fig. 7 gibt einen Überblick derselben. Das Innere ist selten einfach viereckig. Es finden sich fast stets irgend welche Raumeinteilungen, manchmal in eigentümlich komplizierter Art. Die Vorstellung von einer zu schaffenden Totenwohnung in beschränktem Raum, scheint diese Form erzeugt zu haben. Trotz der grossen Verschiedenheit der Spielformen ergeben sich doch als gemeinsame Züge: einmal eine Stufenbildung, welche manchmal zur vollständigen Treppe wird, und sodann eine einfache oder mehrfache Knochbildung an einer oder an mehreren der Seiten. Vereinzelt sind die Kisten bereits in demjenigen Stein gearbeitet, welchen beim Obsiegen der Leichenbestattung im Verlaufe des III. Jahrhunderts die Sarkophagwerkstätten allmählich ausschliesslich verarbeiten: Trierer Sandstein, wie denn auch umgekehrt im alten Bestande des Museums einige Skelettsärge aus Tuffstein vorhanden sind. Gleich beim Übergang zur Leichenbestattung findet die Aschenurne aus Blei ihre Fortsetzung in dem Skelettsarg aus Blei, welcher aber, soviel mir bekannt, nur in Holz- oder Steinfassung vorkommt und zeitlich wohl auch auf das III. Jahrhundert beschränkt ist. Übrigens hat auch für die Bleiurne eine Steinfassung existiert, so nämlich, dass eine oder mehrere Bleiurnen in einen mit passenden Löchern versehenen Steinblock eingesetzt wurden. Eine solche Bestattung ist im alten Bestande des Museums erhalten.

Ich erwähne diesen Verlauf der Bestattungsweise, um den Zusammenfall der Übergangsform der Aschenkisten, wenigstens in der Zeit ihrer stärksten Ausdehnung, mit dem Umschwung im Kunsthandwerk zu betonen. Auch diese Bestattungsform deutet auf einen höheren Wohlstand, vielleicht auf eine veränderte Zusammensetzung der Bevölkerungselemente und ihrer religiösen Vorstellungen.

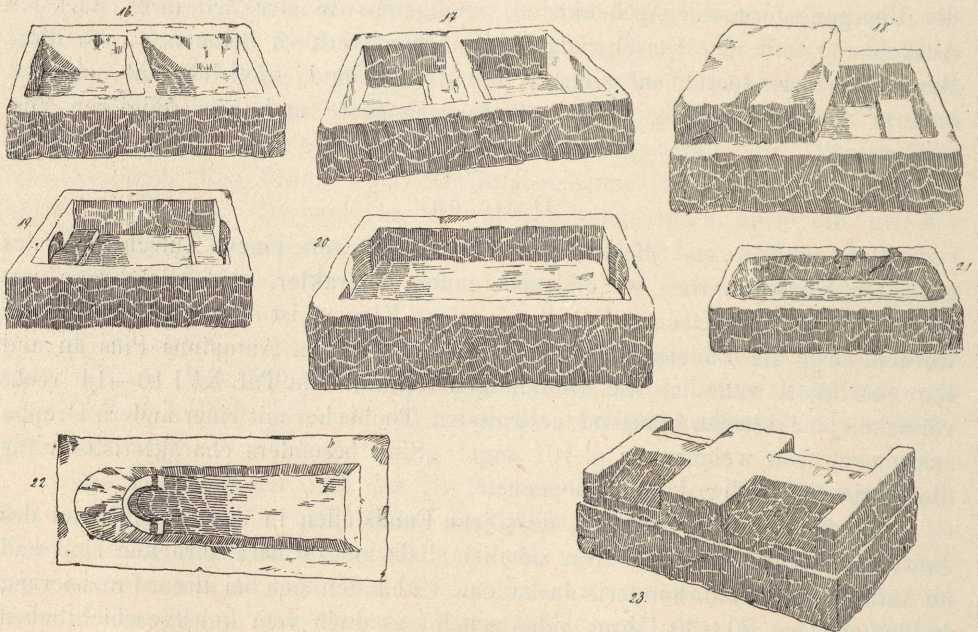
Datierung.

So sprechen uns diese Gräber Nr. 31—45 von einem Aufschwung des gesamten Kunstgewerbes in hellenisierendem Charakter, und die Frage ist: wann sind sie anzusetzen? Für die einzelnen Klassen ist die Frage beantwortet worden. Für die Fadengläser setzt Kisa die Zeit um Antoninus Pius an und Koenen fasst, wenn ich die Abbildungen Gefässkunde Taf. XVI 10—14 recht verstehe, jene kleinen glänzend gefirnissten Tonbecher mit einer andern Gruppe zusammen, von welcher er p. 101 sagt: „Sind besonders charakteristisch für die Gräberfelder der Antoninenepoche.“

Ich bin nun der Meinung, dass jene Fundstellen in das letzte Drittel des Jahrhunderts zu setzen und zwar ziemlich dicht an 200 heranzurücken sind und im Anfang des III. Jahrhunderts auslaufen. Es handelt sich bei dieser Präzisierung freilich nur um 20—30 Jahre; indes scheint es doch vom kunstgeschichtlichen Standpunkte aus der Mühe wert, die Frage für zukünftige Grabungen zuzuspitzen. Es ist immerhin ein Menschenalter. Diese Stellen hat bereits Hettner



10 20 30 40 50 60 70 80 90 100



10 20 30 40 50 60 70 80 90 100

Fig. 7.

H.M.W.

in seinem Führer p. 105 angeführt als Beleg für den Hochgang der Glasindustrie im ersten Drittel des III. Jahrhunderts, welcher ihm aber auch so wie so schon, wie er mündlich versicherte, fest stand. Er vertrat im allgemeinen den Standpunkt, dass bei uns zu Lande grade von dieser Zeit die reichsten Gräber zu erwarten seien.

Es muss als ein allgemeiner Satz, ich möchte sagen als eine Warnung bei der Herstellung der Chronologie unserer Gräber festgehalten werden, dass man den Toten durchweg alte abgenutzte Münzen mitgab. Wir haben fünf Gräber mit Schlangenfadengläsern; der Münzenbestand darin ist folgender: Grabstelle Nr. 35 hat Hadriansmittelbronze, stark verschlissen. Nr. 38 hat neben mehreren stark verschlissenen Bronzen des Hadrian eine sehr frische Grossbronze der Crispina Augusta, was uns frühestens auf 180 führt. Nr. 42 zeigt neben einer sehr verschlissenen Grossbronze Hadrians eine wohl frisch ins Grab gekommene, aber leider durch Oxydation in der Erde unkenntlich gewordene Mittelbronze mit Frauenkopf, neben welchem noch Julia Aug. zu lesen ist; das würde, wenn wir Julia Domna annehmen, frühestens in die zwei Jahrzehnte um 200 führen. Auf eine etwas spätere Zeit führt auch die Fundstelle Nr. 43, welche kein Fadenglas aufweist — vielleicht darf man sagen kein Fadenglas mehr aufweist —, deren sonstige Bestandteile aber mit den anderen Fundstellen sehr verwandt sind, und die durch eine frische Grossbronze des Alexander Severus belegt ist. Auf die Zeit bald nach 200 führt auch das Stück des Bonner Provinzial-Museums, welches Kisa (Gläser vom Rath p. 63) erwähnt, und welches in Gelsdorf bei Meckenheim mit Münzen der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts gefunden wurde. H. Dragendorff macht mich darauf aufmerksam, dass Gläser dieser Art, z. B. im National-Museum zu Kopenhagen, als römische Importstücke in den Gräbern Dänemarks erscheinen, und dass sie dort gleichfalls der Scheide des II. zum III. Jahrhundert angehören.

So also würde unser Resultat sein, dass in den Jahrzehnten vor und kurz nach 200 die Fundstellen Nr. 31—46 und damit ein Höhepunkt des Kunsthandwerks im römischen Köln anzusetzen wären, dessen Nachwirkungen sich dann weiterhin unter vereinzeltm Zuwachs von Formenelementen des Südens ins III. Jahrhundert hineinziehen. So sind auf dem keramischen Gebiete solcherlei Eigentümlichkeiten wie sie Schumacher (Bonn. Jahrb. 100 p. 108) unter Hinweis auf Koenen Taf. XV, 34 betont, später hinzukommende, welche er allerdings richtig der Mitte des III. Jahrhunderts zuweist. Nicht aber sind dies die Anfänge des Umschwungs, sondern solche liegen, wie oben abgeleitet, bei Weisskrugformen wie in Fundstelle Nr. 36a, welche bereits dem ausgehenden II. Jahrhundert angehören.

In diese etwas weiter liegende Zeit werden vermutlich auch die Anfänge der schwarzbraunen Becher mit den Trinksprüchen zu setzen sein. Hettner, (Festschrift für Overbeck p. 177) lässt sie von der Mitte des III. Jahrhunderts ab vorkommen, wobei er sich auf die auf der Saalburg begegnenden beiden Stücke hezieht (Jacobi p. 345), die, wie er mit Recht betont, eine breitere Becherform zeigen. Dem füge ich gleich bei, dass auch in der Flottenstation

auf der Alteburg bei Köln, welche nach den sonstigen keramischen Funden ein ähnliches Schicksal wie die Limeskastelle gehabt zu haben scheint, noch wenige Scherben dieser Gefäßklasse begegnen. Hier ist sodann das Stück mit „avoco me“ in Köln (Bohn CIL. XIII, 3, 2, 10018 Nr. 38) anzuführen, welches mit Münze der Julia Domna gefunden ist (cf. Hettner Tempelbezirke p. 74 zu Nr. 211). Wie es scheint, setzt sich aber das Weiss früher auf die terra sigillata wie auf die schwarzbraun gefirnisste Ware. Denn Stücke wie die in Fig. 3 a—f decken sich in der technischen Güte mit dem Krug in Fundstelle Nr. 36 a, welche noch der beginnenden Blüte der Glasindustrie angehört. Die Fabrikation der schwarzbraun gefirnissten Becher mit Weissbarbotine und Bemalung hält sich dann vorzüglich bis in die konstantinische Zeit. Siehe Fundstelle Nr. 64.

Auf einen nahe gelegenen Zeitpunkt gelangen wir mit den durchbrochenen Arbeiten¹⁾. Es hat, obschon leider noch wenig Grabfunde mit solchen Arbeiten in Köln aufgewiesen werden können, — es ist der unten erwähnte mit der Ausoniuschnalle — doch sehr den Anschein, dass auch diese Industrie in den Kolonien nahe bei jener Epoche des Gesamtaufschwungs, etwa dem ersten Drittel des III. Jahrhunderts einsetzt; mindestens darf man sagen: erste Hälfte.

Der früheste einheimische Grabfund, der Arbeiten dieses Charakters aufweist, dürfte derjenige aus einem der tumuli von Tirlémont sein, um deren Erforschung Baron Alfr. de Loë in Brüssel sich verdient gemacht hat. Es handelt sich um Beschlagstücke eines Pferdegeschirres (cf. Ann. de la soc. d'arch. de Bruxelles tome XVII, 1^{ère} livr. 1903 Pl. VI und ibid. tome IX, 4^{me} livr. 1895 p. 37). Ich bin der Meinung, dass der dem tumulus gegebene Ansatz (p. 33), Scheide des I. u. II. Jahrhunderts, zu früh ist. Die darin gefundenen Fadengläser (Pl. IV) dürften ihn frühestens in die zweite Hälfte des II. Jahrhunderts setzen und die in einem anderen tumulus gefundene, von Loë in Anm. 4 p. 37 erwähnte, Marc-Aurelsmünze dürfte für den ersteren den annähernden Zeitpunkt ergeben. Unsere Kölner Ausoniuschnalle ist nach Kisa's Bericht (Bonn. Jahrb. 99 p. 43) mit einer Münze Gordians des III. gefunden. Darauf hinzuweisen ist auch, dass die Form des Beschlags aus Sammlung Forst, jetzt Museum Wallraf-Richartz (Kisa l. c. Taf. I Nr. 6), durch ein Remagener Grab für das III. Jahrhundert nachgewiesen ist. Das Remagener Stück ist getrieben. Die Form ist nebenbei bemerkt jüngst noch ein zweites Mal aus dem kölnischen Handel in die Sammlung des Museums gelangt und zeigt, indes sehr flüchtig gearbeitet, genau das Durchbruchmuster des Forstschen Stückes.

Sodann nehmen die Ringe mit durchbrochener Arbeit, diejenige Form auf, welche Dr. Henkel-Worms nach seinen demnächst zu publizierenden Zusammenstellungen²⁾ auf den Übergang vom II. zum III. Jahrhundert ansetzt. Bemerkenswert ist hier namentlich ein Grabfund in Genf, den ich aus dieser

1) Cf. Kisa, Sammlung vom Rath p. 77 fg.

2) Herr Dr. Henkel war so freundlich, mir eine Durchsicht seines Materials zu gestatten.

Materialsammlung kennen lernte, der einen Ring mit dem charakteristischen Blatt, der sogenannten „Pelta“, in der schon etwas starren Form enthält und mit Münze des Alexander Severus belegt ist. Sehr wichtig ist auch das Medaillon des Caracalla in durchbrochener Fassung (Fröhner, médaillons de l'empire romain p. 164 Cohen III Taf. XII, 2) in der bibliothèque nationale in Paris und ferner die Frage nach der Datierung der sogenannten Armbrustfibeln, welche mehrfach in dieser Technik begegnen, so bei Riegl Spätrom. Kunstindustrie Taf. XVI¹⁾. Das Alter dieser Fibeln stellt schon Lindenschmit (Altger. heidn. Vorzeit III. Band II. Heft Taf. IV) mit Recht als „nicht vor Mitte des III. Jahrhunderts“ fest. Für die Scheide des III. und IV. Jahrhunderts spricht z. B. im allgemeinen auch der Kölner Fund (Fundstelle Nr. 62) mit dem tauschierten Ortband jetzt im Mainzer Museum, der eine Armbrustfibel aufweist, wo dann gleichzeitig von der tauschierten Ornamentik des Ortbandes sich das Blatt der Borte mit unseren durchbrochenen Arbeiten aufs engste verwandt zeigt, während das innere Muster in unseren dem III.—IV. Jahrhundert angehörigen Mosaiken seine Analogien hat. Riegl zeigt in der „Spätromischen Kunstindustrie“ durchweg die Neigung zu einer zu späten Datierung. Den Kölner Schwertfund aus der Dreikönigenstrasse, den wir oben hierher bezogen (Fundstelle Nr. 62), setzt er (p. 179) ohne Einschränkung ins IV. Jahrhundert. Hier ist aber auch das III. Jahrhundert möglich. Das „*Ausoni vivas*“ unseres Beschlags auf den Dichter der Mosella zu beziehen, hält er (p. 145 Anm. 2) für angängig. Damit gelangten wir weit ins IV. Jahrhundert hinein. Er scheint die von Kisa angeführte Gordiansmünze übersehen zu haben. Auch das dabei gefundene Tintenfass dürfte schwerlich so spät sein.

Durch derlei Inschriften sind eben unsere Arbeiten mit den Gefässen mit Trink- oder Glückwunschsprüchen verbunden. Es finden sich z. B. folgende Sprüche: „*Ausoni vivas*“, wie eben angeführt, auf der Kölner Schnalle (Kisa l. c. Taf. 1, 1); auf dem Ring im musée du Cinquantenaire: „*Gelasi vivas ut amere a nobis*“, s. Fig. 9 a, b auf S. 378; ein Bonner Ring zeigt eine bis jetzt nicht gelesene Inschrift, s. Fig. 9 c auf S. 378. Auf der Fibel bei Riegl Fig. 55 liest man „*Juliane vivas*“. Auf einem Ring der Sammlung Niessen: „*ΑΑΑΩΩΝΙ ΖΗΧΑΙC*“. Der Ring bei Rothschild aus Tirlemont hat: *Concordi(ae) Communi* (Lesung Zangemeisters). Die Aufschriften beginnen aber auf den Gefässen mit den Sigillaten der Art Fig. 3 auf der Scheide des II. und III. Jahrhunderts und laufen dann in den griechisch gefirnissten Bechern bis in die konstantinische Zeit durch, finden sich auch auf den meist dem III. Jahrhundert angehörigen fondi d'oro und vasa diatreta.

Zum Schlusse erwähne ich noch, dass auch die an unseren Arbeiten vorkommenden figürlichen Elemente keine zu späte Setzung gestatten. So dürften z. B. die Mascarons, welche die Befestigungsstifte des Kölner Beschlags (Kisa l. c. Taf. 1 Nr. 6) krönen, eher dem III. wie dem IV. Jahrhundert, wenigstens nicht

1) Siehe auch Hampel, Altertümer d. früh. MA. in Ungarn Bd. I Fig. 783 und Bd. III Taf. 35.

der zweiten Hälfte angehören. Die Gemme mit der römischen Wölfin in dem Kölner Ring (Kisa l. c. Taf. I Nr. 7) weist in der Behandlung des Figürlichen auf das III. Jahrhundert. Der im Bonner Provinzial-Museum befindliche Ring, der seiner Form und Technik nach in unsere Klasse gehört, wenn auch das Durchbruchmuster kein allzu minutiöses ist, zeigt in den Details der Ornamentik, — es kommen Delphine darin vor — noch einen gewissen Naturalismus, wie er für das IV. Jahrhundert schwer anzunehmen wäre. Wir gelangen somit rund gerechnet in die Zeit von 250—350 als Blütezeit der durchbrochenen Arbeiten in Edelmetall.

Im Zusammenhange mit der gesamten Datierungsfrage wird man sich auch die Frage nach der zeitlichen Setzung des Weidener Grabs vorlegen. Dasselbe ist uns eine Urkunde für den landwirtschaftlichen Hochgang der kolonialen Lande, der durch die aus dem Süden eingewanderten Elemente — denn um solche kann es sich nach den beiden Porträtbüsten, wenigstens derjenigen des Mannes nur handeln — herbeigeführt wurde und wohl auch nicht ausser Zusammenhang steht mit dem Kredit, den das Land nach Vollendung des Grenzwalls bei der südländischen Bevölkerung allmählich erhielt. So führen uns denn auch die in dem Grab gefundenen Manufakte in die Zeit unserer Fundstellen etwa der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts; sie zeigen uns diese Grossgrundbesitzer teilnehmend an dem aufsteigenden Luxus der sich entwickelnden benachbarten Grossstadt, soweit wir uns diese Herrschaften nicht als begütert in Stadt wie Land vorzustellen haben.

Die grosse runde Glassehale schliesst sich in der Masse und Technik zusammen mit zweien solchen in Form der römischen Silberteller, welche aus dem Kölner Handel unlängst erworben wurden und die Nachahmung der Silberformen gemeinsam haben mit dem Glasbecher in Fundstelle Nr. 34. Hierhin gehört auch ein ferneres Glasfragment aus dem Weidener Grabe, der Henkel eines mit dem Schleifapparat behandelten Glases, in ähnlicher Form wie das eben angeführte. Ein glockenförmiges Glasbecherehen zeigt noch die im späteren dritten Jahrhundert verschwundene Technik des blauen Fadens, insoweit als der Fussring durch einen solchen gebildet ist. Die Form ist eine leichte Umwandlung derjenigen in Fundstelle Nr. 33 f. Die gestempelte vierkantige Flasche¹⁾ hat ihre nächste Verwandtschaft in unserem Grabe Nr. 38 n. Im allgemeinen sind dieselben, wie Kisa, Gläser vom Rath p. 44, anführt, in den früheren Gräbern der Kaiserzeit ausgeschlossen. Die Elfenbeinschnitzerei einer Venus befindet sich im allgemeinen etwa auf demjenigen Stande des Figürlichen, wie er sich in den Bernsteinschnitzereien der Grabstelle 33 (Fig. 6) und dem Messergriff mit Orpheus²⁾, Fundstelle Nr. 35 ausspricht, die Leistung darf nicht zu weit ins III. Jahrhundert hineingeschoben werden. Auch die Rundfigur einer Frau in Chalcedon²⁾ ergibt dieselben chronologischen Merkmale. Nicht zu übersehen ist für die Datierung zuletzt noch das Vorkommen des Sandsteins bei

1) Zur Lesung cf. Bohn, Westd. Zeitschr. 23, Jahrg. 1904. p. 7.

2) Furtwängler, Geschnittene Steine, Berlin, Nr. 11363.

den Steinresten, der erst vom Ausgang des II. Jahrhunderts ab hierzulande in Gebrauch kommt.

Wenn wir so schon mit den Kleinfunden auf die Wende des II. zum III. Jahrhundert gelangen, so führt uns erst recht der Charakter der beiden Porträtbüsten dahin. Wenn dann andererseits der Sarkophag selbst, — nebenbei bemerkt nicht sicher Skelettsarg — uns in der Behandlung des Figürlichen ein ausgesprochenes Zeugnis des beginnenden Zerfalls plastischen Könnens in den Steinmetzwerkstätten darstellt, so ist uns das Grab als Gesamtheit eine gar nicht besser zu denkende Urkunde für den kunstgeschichtlichen Prozess, der sich im ausgehenden II. und beginnendem III. Jahrhundert vollzieht. Die Technik, das manuelle, des Kunsthandwerks ist noch glänzend, die Naturkenntnis aber und die zeichnerische Richtigkeit sind soeben dabei den dekorativen Zweigen der Kunst verloren zu gehen. Bezeichnender Weise überdauert derjenige plastische Zweig aber den Zerfall am längsten, der durch die Natur seines Zwecks dem Künstler einen gewissen Zwang auferlegt, das Auge während des Arbeitens auf das Naturvorbild gerichtet zu halten: die Porträtplastik. Die beiden Porträts fordern in ihrer vornehmen Auffassung und der sorgfältigen Arbeit immerhin noch bedeutenden Respekt, namentlich neben das Figürliche des Sarkophags gehalten. In der jugendlichen Büste ist die Ähnlichkeit mit den Sarkophagreliefs schon grösser.

Form der Übertragung hellenistischer Elemente.

Löschcke hat ganz sicher den richtigen Weg gezeigt, wenn er für Kunst und Kunsthandwerk unserer Kolonien über das Verwaltungszentrum Rom hinweg einen Zusammenhang mit dem Griechentum am Mittelmeer suchte; ob es aber gerade Marseille ist, oder ob es sich vielmehr auch um andere griechische Elemente handelt, welche den direkten Weg nach dem Nordwesten nahmen, wird zu entscheiden bleiben.

Die Bedeutung Marseilles als Durchgangsstation war gewiss zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene; eine andere gegenüber dem alten Gallien, eine andere gegenüber demjenigen Gallien, das unter dem Zeichen des gewaltigen Weltverkehrs der blühenden Kaiserzeit stand¹⁾. Ein markantes Datum für das Vorhandensein des direkten Seeverkehrs vom Mittelmeer nach der Rheinmündung mag uns das von Dressel Bonn. Jahrb. 95, p. 66 f. von der Bonner Amphore abgeleitete, 149 n. Chr., sein. Vielleicht stellen wir uns aber diesen direkten Seeverkehr nach dem Rhein-Maas-Delta überhaupt viel zu gering vor. Werden die Zeitgenossen jener kühnen Seefahrer, welche den Weg nach Indien nahmen (Nissen, Bonn. Jahrb. 95 p. 18 ff.), die Fahrt zur Rheinmündung als ein sonderliches Wagnis angesehen haben? Ist es nicht eher befremdlich anzunehmen, dass der Grieche, dessen ganze Natur mit dem Meer verwachsen war, den Weg nach Köln über Marseille, Rhone aufwärts, Mosel und Rhein abwärts genommen hätte? Schon von Anfang an stellt uns die Rhein-Maasflotte bei

1) Cf. Studniczka, Augustusbogen von Susa, Jahrb. d. Inst. XVIII p. 24.

der starken Verwendung griechischer und syrischer Elemente in der Marine einen nicht zu übersehenden direkten Kontakt mit dem Osten dar. Man erinnere sich der Inschrift der kleinasiatischen Griechen auf dem Grabsteine von der Kölner Alteburg (Bonn. Jahrb. 66 p. 78 und 86 p. 129).

So möchte ich meinerseits glauben, dass jene Übertragung hellenistischer Elemente in unsere Gegenden durch direkte Überpflanzung und Einwanderung von Arbeitern aus den östlichen Kunstzentren vor sich gegangen ist. Jener Zerfallsprozess, welchen wir beobachtet hatten, war begründet in dem Mangel an Zuzug von den Werkstätten des Mittelmeers. Insofern bin ich bereit mit Koenen

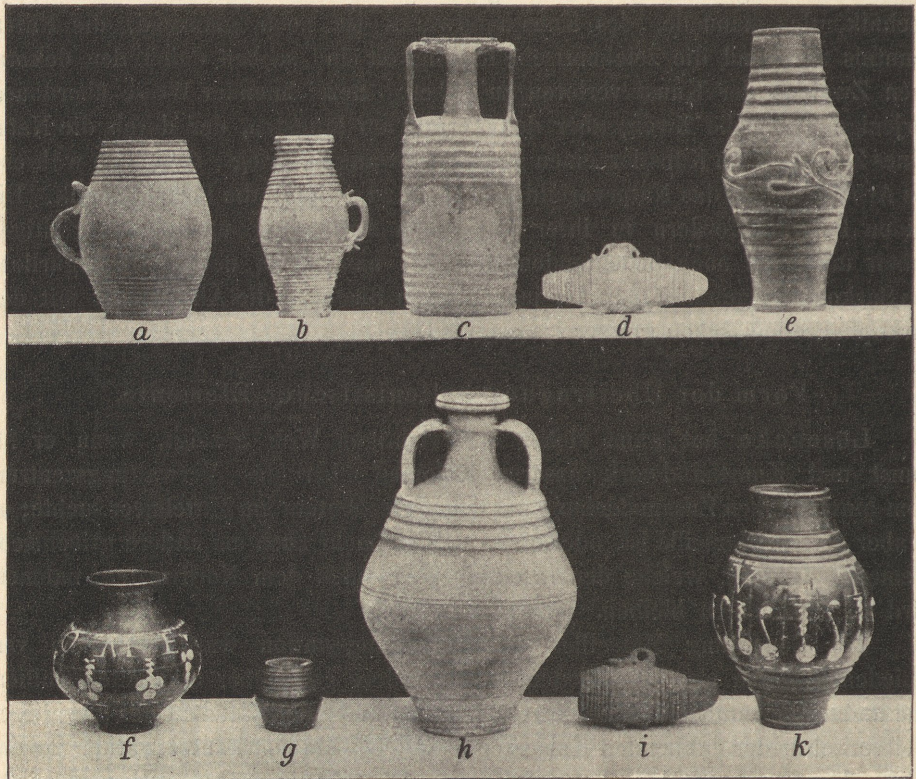


Fig. 8.

b, c, d Glas; g Bronze; das andere Thon (Wallr.-Rich. Museum).

zu sagen, dass eine so gewaltige Aufstandsbewegung wie der Bataveraufstand dies verschuldet hatte. Für die auswanderungslustigen Elemente des Südens waren die Gegenden solcher Vorgänge natürlich diskreditiert und die Verein-samung unserer Werkstätten war die notwendige Folge. Als die Kunde von dem gewaltigen Wunderwerk, dem Grenzwall des Reiches gegen die Barbaren, sich im Süden und Osten verbreitet, hebt sich der Kredit, und wenn wir etwa von Hadrians Zeiten an eine steigende Zunahme der Einwanderung vom Mittelmeer annehmen, so gelangen wir mit der Wende des II. zum III. Jahrhundert richtig

in eine Zeit, wo diese Elemente eine Regeneration der Werkstätten erzeugt haben können, ohne dass sich allerdings jetzt der Prozess des I. Jahrhunderts in gleichem Masse wiederholt, dass nämlich die Hausindustrie der Eingeborenen hinweggefegt wurde; denn es hatte sich mit der Zeit, wie in jeder anderen hellenistisch-römischen Landschaft, eine Provinzialtradition festgesetzt.

So ist es auch zu erklären, wenn neben gewissen seltenen schönen Einzel-exemplaren, welche die Freude des kolonialen Sammlers sind und die uns wie aus der Hand des noch im Süden ausgebildeten Handwerkers hervorgegangen anmuten, cf. Fig. 3 b, e. Fig. 4 b etc. gewisse einheimische Formenelemente fest-sitzen. Bei mehreren Exemplaren der Becher mit Weissbemalung, und grade sehr sorgfältig gearbeiteten, zeigen z. B. die oben und unten angebrachten Reifen, die der Länge des Gefässes nach verlaufenden Rillen, welche die Dauben markieren, dass es sich hier um die Form des Holzfasses handelt, die bei einigen wenigen völlig plastisch wiedergegeben ist (s. Fig. 8). Das Holzfass, eine koloniale Landes-eigentümlichkeit, ist das Vorbild. Fügt nun alsbald der Töpfer diesem Gebilde unter Ausserachtlassung des ursprünglichen Vorbildes den Fuss hinzu, markiert einen Halsabsatz, gibt ihm einen Bechersrand, so entsteht ein Zwitter von Fass und Becher und als solchen müssen wir allerdings die grosse Mehrzahl jener Trinkhumpen bezeichnen, aus denen man im III. und IV. Jahrhundert an Rhein und Mosel den Wein trank.

Indes trotz solcher einheimischen Elemente scheint mir doch das erneute Einströmen südländischer Handwerkselemente unverkennbar. Es mag dahin-gestellt bleiben, ob nicht noch viel mehr, wie die kaiserliche Hofhaltung griechisch-orientalische Elemente nach Trier führte¹⁾, die Eigenschaft der Hafenstadt, solche nach Köln führte. In den kulturgeschichtlichen Prozessen des III. Jahrhunderts spielen diese Elemente eine allmählich wachsende Rolle. Eine jüngsthin gefundene Grabinschrift, welche ich hier zuerst mitteile, und deren musik- oder bühnengeschichtliche Ausdeutung ich anderen überlassen will, darf uns wohl auch als Massstab dienen, wie wir uns den Anteil des Griechen an dem Kunsthandwerk unserer Kolonien zu denken haben:

M E M O R I A E

RVP+I·NATONE·GRECO
 MYLASEI·CHORALE
 QVI·VIXIT·ANNOS
 XVI·DIONYSIVS
 ASCLEPIADES·NATI
 ONE·ALEXANDRI
 NVS·PARENS·ITEM
 ATHENEVS·BENEM[e]
 RENTI ◀ DE·SV[o]²⁾

1) Cf. Strzygowski, Dom zu Aachen p. 45.

2) Cf. Bonn. Jahrb. 108/09 p. 140.

Eigentümlich, wie uns in dieser Urkunde grade Alexandrien, der grosse Sitz des Kunsthandwerks am Mittelmeer als Ausgangspunkt und Heimat fahrenden Künstlervolks genannt wird und wie Mylasa uns wiederum die Fahrtrichtung auf Kleinasien gibt. An Stelle eines allmählichen Eindringens hellenistischer Elemente von Massilia nach Norden, tritt uns hier die direkte Einwanderung des griechischen Künstlers vom Osten des Mittelmeers nach dem Niederrhein klar vor die Augen.

Die schwachen Niederschläge hellenistischen Kunsthandwerks ergeben sich so völlig natürlich als eine fortgeführte Durchsetzung des Römerreichs mit griechischen Künstlern, wie sie seit der Eroberung Griechenlands für das lateinische Italien schon bestanden hatte, eine Erscheinung, die in den neueroberten keltischen und germanischen Landen sicher auch eingetreten wäre, wenn Massilia niemals gegründet worden wäre.

Christliche Elemente.

Im Zusammenhang mit der Übertragungsfrage will ich hier nochmals kurz einige Spuren des einziehenden Christentums, welche aus kölnischer Erde hervorgekommen sind, zusammenstellen¹⁾ und nach ihrer zeitlichen Setzung fragen.

Es ist bezeichnend, dass eines der auffallendsten Erzeugnisse der antiken Glasindustrie mit christlichen Darstellungen aus einem kölnischen Grabe stammt: das fondo d'oro aus der ehemaligen Sammlung Herstatt, jetzt im Britischen Museum, Bonn. Jahrb. 42 Taf. V. Dasselbe steht in der Sammlung Vopels (Die altchristlichen Goldgläser) als eines der frühesten da. Es existiert die Tradition, dass auch dieses Stück aus einer der Tuffsteinkisten, also aus einer Brandbestattung etwa der Fundstellen 33—46 stamme, eine Tradition, gegen welche Kisa, Sammlung vom Rath p. 96, sein Misstrauen geäußert hat. Ich würde es nicht allzu auffallend finden, dass ein so frischer Einsatz eines bedeutenden Zweiges der antiken Glasindustrie in eben jenen Komplex von Fundstellen mit Steinkistenbestattung hineingehörte, also mit derselben grossen Strömung hereingebracht wäre. Freilich würde dabei das auffallende einer christlichen Brandbestattung bestehen bleiben; dieselbe würde aber unter der Annahme heimlichen Glaubensbekenntnisses, plötzlichen Todes und was dergleichen sein mag, in diesem Entwicklungsstadium genügend erklärt werden können. Jedenfalls würde ich geneigt sein, wenn der erwähnten Fundüberlieferung entgegen doch Leichenbestattung vorgelegen haben sollte, an eine sehr frühe zu denken. Im übrigen ist ein so guter Stand des Figürlichen wie der des Herstattischen Goldglases im weiter vorgeschrittenen III. Jahrhundert nicht mehr anzunehmen. Für mich bedenklich könnte in der Tat etwas der Umstand sein — der aber auch in der einstweiligen Unvollständigkeit unserer Serie seinen Grund haben mag —, dass mir bis jetzt im Bereich der Tuffsteinkistenbestattung dergleichen flache Schalenformen nicht bekannt geworden sind, während dieselben im Bereich

1) Cf. Klinkenberg, Die römisch-christlichen Grabinschriften Kölns.

der Leichenbestattung häufiger sind, wie ja auch die flachen Schalen mit geschliffenen Darstellungen verwandt sind. So dürfte nach der Form eine vor wenigen Jahren aus dem Handel erworbene, in Köln gefundene Schale, welche mit ihrer Darstellung, Resten eines Frauenporträts in Hinterglasmalerei, den Formenkreis der *fondi d'oro* streift, dem III.—IV. Jahrhundert angehören.

Ein gleiches oder vielleicht etwas späteres Stadium wie das Herstattsche Stück stellt das *fondo d'oro* mit christlichen Darstellungen der ehemaligen Sammlung Disch, jetzt Britisches Museum, dar¹⁾. Sonderlich weit ins III. Jahrhundert wird aber auch dies Stück nicht zu setzen sein.

Eine möglicher Weise christliche Vorstellung gibt auch die Schale mit Orpheus in *terra sigillata*²⁾, welche eines der wenigen Beispiele von *terra sigillata* mit Innenrelief darstellt³⁾. Der Stand des Figürlichen ist ein im ganzen noch guter. Die technische Qualität des Materials aber klingt an die wenigen Sigillaten mit geschnittenen Ornamenten — Glasschliffnachahmung — an, welche der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts eigen zu sein scheinen. Die Setzung Kisas in die zweite Hälfte des III. Jahrhunderts halte ich für zu spät. Die diocletianische Künstlergeneration hat das Figürliche so nicht mehr beherrscht. Im übrigen wird hier wie auch bei manchen anderen Darstellungen der Streit, ob christlich oder nicht, mit Sicherheit nie zu entscheiden sein.

Auch die Darstellung des Messergriffs in Fundstelle Nr. 35 ist vielleicht als Orpheus zu deuten. Die Kopfwendung des Pferdes würde man nicht mit unrecht als eine lauschende bezeichnen⁴⁾.

Christliche Elemente sind in der Sammlung des Museums in zwei Fällen an den Bronzebeschlägen von Holzkisten erhalten, welche mit ins Grab zu geben einer bestimmten Zeit des III.—IV. Jahrhunderts eigentümlich gewesen zu sein scheint, wie häufigere nicht ornamentierte Fragmente von solchen bei Skelettbestattungen beweisen. Das eine ist eine sogenannte Orans (cf. Kraus, Real-Encyklopädie s. v. orans), das andere ein Beschlag-Blech mit einfachem Kreuz. Das erstere, in Stanzung ausgeführt, dürfte ein ziemlich spätes Exempel dieser Technik sein.

Diejenige Schnitzwerkstätte, welche den Messergriff mit Gladiator in der Hermülheimer Fundstelle Nr. 59 mit Postumusmünzen geliefert hat, oder eine nahe verwandte und gleichzeitige, könnte den Messergriff mit dem *bonus pastor* geliefert haben, welcher in Bonn gefunden und jüngst in das Provinzial-Museum übergegangen ist.

Das gleiche Motiv begegnet als Glaspaste auf einem in Köln gefundenen

1) Kisa, Gläser vom Rath p. 97. Bonn. Jahrb. 36, Taf. III.

2) Neuerdings als nichtchristlich behandelt von Kisa in Kunst und Kunsthandwerk VIII. Jahrg. Wien 1905 p. 590 ff.

3) Ein Exemplar aus der gleichen Form ist fragmentarisch in Strassburg gefunden.

4) Die Fussbildung des Tiers kann ich bei der ziemlich zerstörten Arbeit nicht erkennen. Pferdehufe sind es nicht. Es könnte ein später Synkretismus mit anderen Tierfiguren wie dem Greif vorliegen. Die Kopfform ist deutlich.

und dort befindlichen durchbrochenen Goldring, was nach unseren obigen Datierungsvorschlägen für die durchbrochenen Arbeiten auf etwa die Mitte des III. Jahrhunderts deutet.

Sollte der Becher mit den aufgesetzten Fischen (Fundstelle 60) in Wirklichkeit christlich sein, so befänden wir uns hier, wie die Münze lehrt, mit einer solchen Vorstellung am Beginn des IV. Jahrhunderts, was ja weiter nichts auffallendes hat.

Bei der oben mitgeteilten Inschrift des Grabsteins des Ruphus, die sicher noch der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts angehört — die Schärfe der Durchführung dieser Sandsteinskulptur schliesst sich noch unmittelbar an die Kalksteinarbeiten an — treten Griechen des Ostens in einer ganzen Gruppe auf. Nicht ganz gewöhnlich ist für unsere Inschriften dieser Zeit der Eingang MEMORIAE. Ich weiss nicht, ob dem in Kreuzesform geschriebenen rauhen Hauch im Worte Ruphus eine Bedeutung beizumessen ist. Vielleicht könnte auch jemand in der ausdrücklichen Beifügung Graecus nicht nur Bildungsstolz und Vaterlandsliebe, sondern auch einen Anklang an das in jenen bewegten Zeiten nachgerufene Schimpfwort Graecus d. h. Christ erblicken und eine Art von Bekenntnis daraus herauslesen.

Im allgemeinen darf festgestellt werden, dass nach der chronologischen Fixierung der Denkmäler die Tradition des Irenäus über die zu seiner Zeit also auf der Scheide des II. zum III. Jahrhundert in Germanien vorhandenen Christengemeinden — *αἱ ἐν Γερμανίαις ἰδομένα ἐκκλησία* — weiter nichts verwunderliches mehr hat¹⁾. Aber genügt das Material, um Strzygowskis Vermutung, welche er in seiner Abhandlung über die Fassade von Mschatta (Jahrb. d. Kgl. preuss. Kunstsamml. 1904 p. 233) ausspricht, dass Köln mit Trier und Mailand hinsichtlich der nahen Beziehungen zum Orient eine Sonderstellung im Westen eingenommen habe, zu rechtfertigen? Einstweilen nicht. Hier scheint aber die Legende dem Lokalarchäologen der heiligen Stadt, der allenthalben in der Erde auf die Spuren des Kontaktes unserer Lande mit dem östlichen Mittelmeer stösst, hervorragend zu Hilfe zu kommen, wenn sie von einer ganzen Schar grade ägyptischer Christen in Köln berichtet. Wenn sie allerdings diese „Legion“ verschieden im ganzen Lande herum verteilt, wer wird dann sagen können, ob diese Fassung einer späteren Verquickung mehrerer Traditionen oder ob sie dem unzweifelhaft zugrunde liegenden historischen Kern zuzuteilen ist, der von Köln allein gehandelt haben kann, und der nur bezeugte, dass in jenen blutigen Ereignissen des letzten Ringens der alten Weltanschauung mit der neuen graeco-orientalische Elemente eine hervorragende Rolle in Köln spielten²⁾.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass wir uns Köln schon in der Mitte des III. Jahrhunderts stark christianisiert vorzustellen haben. Jenen griechisch-

1) Cf. Klinkenberg l. c. p. 1.

2) Von Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I² S. 9 und 25 mit Unrecht bedingungslos verworfen, cf. Harnack, Militia Christi p. 83.

orientalischen Elementen, welche auswanderten, mochte die Peripherie des römischen Reiches grade das ersehnte Ziel sein¹⁾. Man könnte in der neuzeitlichen Auswanderungsgeschichte Analogien leicht finden, nach denen auch in den weitest entfernten Teilen der neuen Welt, in den an Einwanderung rapid zunehmenden Städten, landsmannschaftlicher und religiöser Zusammenschluss ganze Stadtteile zu einer nationalen Insel macht. Die Statistik über das nationale Mischungsverhältnis wird zunächst Aufgabe der Epigraphik sein. Vielleicht kann aber auch, wenn das Material an ordnungsmässig ausgegrabenen Schädeln jener Epoche in etlichen Jahrzehnten stark vermehrt sein wird, die Kraniologie einen erneuten Versuch machen, wie er schon vor 50 Jahren gemacht wurde, der Archäologie zu Hilfe zu kommen. (S. Braun, Die thebaische Legion, Bonner Winckelmannsprogramm 1855.)

Lokalisierung der Werkstätten.

Die Frage der Lokalisierung der Werkstätten ist bezüglich des Glases am Niederrhein längst zugunsten Kölns entschieden. Aber auch für die Firnisbecher mit Trinksprüchen dürfte sie so zu beantworten sein, wie die jüngste Zusammenstellung Bohms im C. I. L. beweist (B. XIII, 3, 2; 10018). Die überwiegend meisten Exemplare sind in Köln gefunden. Von hier aus verzweigt sich die Verbreitung, immer dünner werdend, nach Norden, Westen, Süden. Dem tut es keinen Abbruch wenn für Trier, wo eine verhältnismässig nur kleine Anzahl von Exemplaren gefunden ist, kurz bestehende Filialen angenommen werden müssen, wie der Fund Lehnners (W. Z. 15, 1896, p. 250) beweist. Nach dem Studium der Trierer Exemplare bin ich hierzu besonders geneigt; denn bei allgemeiner Übereinstimmung des Formenschatzes finden sich kleinere Nuancen z. B. in der Bildung der Mündung der Kannen, welche eine leichte aber doch fühlbare Differenz ergeben. Als kölnisch werden wir auch die Barbotinegefässe mit den Jagddarstellungen und vielleicht die durchbrochenen Metallarbeiten anzusehen haben. Den Betrieb der Terrakottafabriken hat schon Lehner (Bonn. Jahrb. CX p. 188 ff.) verfolgt und als beginnend am Ausgang des I. Jahrh. festgestellt. Für sonstige industrielle Zweige bleibt die ausführlichere Statistik abzuwarten, z. B. Bernstein, Emails etc.

Für Köln kann uns diese Sesshaftigkeit der Betriebe nicht wunder nehmen: es war als höchster stromaufwärts gelegener Punkt der Niederlande, an welchem noch heute die Seeschiffe, direkt von Britannien kommend, einem glücklichen Kaufmannsgeschlechte ankern, Handelshafen²⁾. Von Köln aus liessen sich kaufmännisch die ins Land gehenden Strassen, stromabwärts die Küsten des Kanals diesseits und jenseits beherrschen, und für etwaigen Tauschhandel nach dem Barbarenlande hin zur Erlangung von Rohmaterialien, z. B. Bernstein, lag der Punkt gleich günstig. Es war wohl eine direkte Bucht, welche zur Anlage der Stadt auf unserem

1) Hauck l. c. p. 8.

2) Nissen, Bonn. Jahrb. 98, 163.

Plateau und zur Ansiedlung des die Schifffahrt pflegenden Stamms der Ubier grade an dieser Stelle eingeladen hatte. An der Ecke Mühlengasse und Alter Markt, einer Stelle, an welcher schon Schultze und Steuernagel den Rand des Hafens vermuteten, sind neuerdings bei einer Bauausschachtung ganze Haufen von Scherben zerbrochener Tonfässer, wie sie die Spur einer Aus- und Einladestelle wohl darstellen mögen, gefunden worden und dabei zwei Kolossalgewichte, wie solche bei den Hafengeschäften gebraucht wurden¹⁾.

Wenn wir so unzweifelhaft eine starke Industrie in den verschiedensten Zweigen spätestens seit der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts in Köln anzunehmen haben, so wird doch selbstverständlich die Versorgung der Lande nach Westen hin nur in gewissen Grenzen von diesem selben Punkte aus anzunehmen sein. Aber allein ein Blick auf die Tafeln in Cochets „Normandie souterraine“ zeigt uns die allernächste Verwandtschaft des kölnisch-nieder-rheinischen Kunsthandwerks mit demjenigen der weiter westlich gelegenen Landesteile. Es spricht uns diese Gemeinsamkeit von einer Kunstprovinz, zu welcher der Niederrhein und die westlich gelegenen Lande bis zur See hin gehören. Es sind die Kunstformen in dieser Zeit der verglimmenden Antike durch dieselben Strassen verbunden, durch welche sie um ein Jahrtausend später wiederum verbunden waren, wo Köln und die Niederlande die Träger verschiedener Nuancen ein und desselben Stiles waren.

Ausgang.

So deutlich von der Mitte des III. Jahrhunderts an die Abwärtsentwicklung sich kundgibt, so bemerkenswert ist doch ihre Allmählichkeit in den Gefäßformen und somit deren verhältnismässig noch hoher Stand in konstantinischer Zeit.

Unsere Periode auf der Wende des II. zum III. Jahrhundert, sieht allerdings den Ausläufer des reliefierten Gefässes überhaupt. Denn auch jene Dekorationen des Glases mit Stacheln, Schlangenfäden etc. waren noch aus dem durch Jahrhunderte eingewurzelten Gefühl, dass das Luxusgefäss ein reliefiertes sein müsse, hervorgegangen — auffallend am Becher Nr. 34d, der ganz dem Silbergefäss nachgeahmt ist und in etwas unbeholfener Weise der Forderung der Reliefierung nachkommt. So hatte das Glas in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts in Wirklichkeit an die Barbotine der Tonwaren angeknüpft. In Fundstelle Nr. 47g haben wir wohl einen der spätesten Vertreter der reliefierten Sigillaten. Das III. Jahrhundert verliert fernerhin dieses Gefühl gänzlich und am Anfang des IV. Jahrhunderts sind Gefässe wie das Glas mit aufgeschmolzenen Fischen in Stelle Nr. 60b Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. In constantinischer Zeit sind die seltenen barbotinierten Becher die einzigen regelmässigen Vertreter des reliefierten Gefässes. So laufen bei uns auch die Lampenreliefs, welche zu den Gefässreliefs hinzuzurechnen sind, schon in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts aus. Dies hat natürlich seinen Grund in dem allgemeinen Niedergang des Sinnes für das plastische, der sich so rapid vollzog.

1) S. Pernice in diesem Hefte S. 435 f.

Um so bemerkenswerter sind für uns die noch so guten Gefässformen des Glases, wie sie sich aus unseren Stellen für die späte Zeit ergeben. Die Formen, welche der Einsatz in der Fundstelle 31--46 mit sich gebracht hatte, zeigen sich fast durchweg erhalten, wenn auch etwas vergrößert. Merkwürdig stark zeigt sich aber sogar noch in Stellen wie Nr. 71k das Gefühl für die Stehfestigkeit des Gefässes beim Glase.

Die Eigenschaft der Stehfestigkeit geht der Keramik, welche sie in unseren Fundstellen von etwa der Mitte des II. Jahrhunderts an einigermassen wiederlangt hatte, im Verlaufe des III. Jahrhunderts abermals verloren. Dies gilt wenigstens für die Weisskrüge und die mit Mattweiss bemalten Becher, während die glänzenden Becher mit Barbotineweiss sich besser halten. Man sieht den Spitzfuss wiederkehren. Dieser weist sogar eine für die constantinische Zeit charakteristische Anomalie auf: den zylinderförmigen Zapfen. Andererseits liegt in dem doppelhenkligen Krug, Fundstelle 71a, sowie in der Kanne 70a ein bemerkenswertes Festhalten von Elementen klassischer Formgebung¹⁾.

Schlecht ergeht es allerdings ausgesprochen der Sigillata. Nach dem kurzen Aufschwung, welcher durch Formen wie 36a repräsentiert ist, wird die Drehung grob, die Scherbe dick, der Formenschatz verflacht. Fundstelle 47 gibt uns neben dem letzten Exemplar der reliefierten Kumpen g zugleich auch die Grundform desjenigen Tellers, d—e, der, weiterhin sich mehr und mehr verschlechternd, in den Stellen des IV. Jahrhunderts wie 70—72 der typische Vertreter der völlig verkommenen Sigillata ist. Man kann sagen, dass die terra sigillata als Luxusgeschirr in dem Masse von der Bildfläche verschwindet, wie das Glas als solche auftritt und sich zur Geltung bringt.

Hervorheben möchte ich nochmals in dieser späten Periode das Nochvorhandensein der terra nigra. Eine Fundstelle, welche einen der Trinkbecher mit hohem Zapfenfuss und Barbotineblättern in terra nigra enthielt und durch reichliche Münzbeigaben als constantinisch bezeugt war, ist mir im Handel zu Gesicht gekommen. Ein anderes Beispiel gibt Fundstelle 64g. Auch lässt der alte Formenbestand des Museums an terra nigra-Gefässen keinen Zweifel darüber, dass ein Teil derselben dem späteren III. und dem IV. Jahrhundert angehören muss. So eng ist der Anschluss dieser Formen an diejenigen der Becher mit schwarzem Firnis mit und ohne Weissbemalung. Es finden sich: der Fasshumpen, der Faltenbecher und die Kanne genau in den Formen jener Klasse. Inwieweit und wo die Bindeglieder durchs II. Jahrhundert vorhanden sind, muss eine spätere Vervollständigung der Gräberfolge lehren.

Die Fundstellen geben einstweilen keinen befriedigenden Anhalt für den Verlauf im späten IV. Jahrhundert. Ob sich dieser je finden wird, bleibt eine der Fragen für zukünftige Grabungen. Vor allem ist es fraglich, wie früh und spät der Brauch der Totenbeigaben gänzlich geschwunden ist. Leichen ohne Beigaben fanden sich zwischen anderen in grösserer Zahl an der Greinstrasse

1) Die Form ist von Koenen, Gefässkunde p. 98 zu Taf. XV, 19 der mittleren Kaiserzeit zugeschrieben, in Köln kenne ich sie bis jetzt nur in späterer Zeit.

bei der Luxemburger Strasse, wo sonst meist das III. Jahrhundert vertreten war. An St. Severin öffnete ich vor einigen Jahren einen wohl verschlossenen Sandsteinsarg von der Art der öfters vorkommenden; er enthielt ein Skelett ohne alle Beigaben, auch ringsum war nichts zu finden.

Sind dies die Bestattungen des späten IV. Jahrhunderts? Dies ist denkbar. Vielleicht sind es aber auch solche, welche schon während des III. und beginnenden IV. Jahrhunderts aus Rücksichten des veränderten religiösen Empfindens den Brauch der Totenbeigaben fallen gelassen hatten. Dass wir fränkische Gräber einstweilen nicht mit Zuverlässigkeit gefunden haben, mag in der fränkischen Verachtung der Städte, in der fortdauernden Eigenschaft der Stadt als Rassen- und Religionsinsel inmitten des heidnischen platten Landes seinen Grund haben. Aber was das Fortleben der römischen Werkstätten in diesem „fränkischen“ Kunsthandwerk in unseren Gegenden betrifft, so lässt sich in dem einen Zweige, dem Glas, ganz unzweifelhaft das direkte Fortleben römischer Werkstätten erkennen, aber wie ich schon heute, wo man das mittelrheinische Glas sehr wohl vom kölnischen unterscheiden kann, konstatieren will: die mittelrheinische Glashütte lebt fort, die kölnische nicht, wenigstens nicht unmittelbar.

War dies die Folge der grossen Katastrophe? Fürchterlich werden die Schicksale der reichen, am äussersten Rande des Römerreichs gelegenen Stadt gewesen sein, als die Barbaren über den Rhein hereinbrachen. Eine Zerstörung, die eine völlige Verödung für Jahrzehnte bedeutete, ist möglicher Weise das Schicksal unserer Stadt gewesen. Die Werkstatttradition zeigt sich wenigstens abgebrochen.

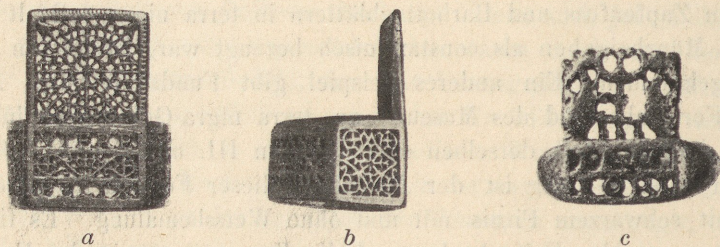


Fig. 9.

a und b Goldring im musée du Cinquantenaire in Brüssel,
c Silberring im Provinzialmuseum in Bonn (zu S. 367).